

Garstiger Winter: Klima-Koryphäe Thomas Stocker im Streitgespräch

Nummer 15 – 11. April 2013 – 81. Jahrgang – Fr. 6.50 (inkl. MwSt.) – Euro 4.90

DIE WELTWOCH

80 JAHRE QUALITÄT



Margaret Thatcher veränderte die Welt

Die Staatskunst der Freiheit: Zum Tod der britischen Jahrhundert-Frau.
Von Hanspeter Born, Charles Moore, Urs Gehrig und Kurt Schiltknecht

«Rundschau»: Miese Tricks

Das Schweizer Fernsehen gegen Christoph Mörgeli. *Von Alex Baur*

Paradies der Einbrecher

Wie die Sicherheitsinsel Schweiz zum Schlaraffenland für Kriminelle wurde.
Von Christoph Landolt





OYSTER PERPETUAL DATEJUST SPECIAL EDITION

125
Jahre

BUCHERER

1888

bucherer.com



ROLEX

Intern

Der Frühling scheint in den nächsten Tagen doch noch stattzufinden, nach einem schier endlosen Winter. Der März war in der Schweiz der kälteste seit fünfzig Jahren, der ganze Winter in Deutschland gar der trübste seit Messbeginn im 19. Jahrhundert. Kein Wunder, dass viele frotzelten, sie wünschten sich endlich etwas Klimaerwärmung. Diese findet aber immer noch statt, meinen die Klimaforscher, obwohl auch sie einräumen müssen, dass die globale Temperatur seit mittlerweile siebzehn Jahren nicht steigt. Wer die Theorie anzweifelt, dass das menschengemachte CO₂ als Treibhausgas zu einer katastrophalen Erderwär-



Führender Forscher: Thomas Stocker.

mung führt, gilt immer noch als «Klimaleugner», in den Schweizer Medien findet keinerlei offene Debatte statt. Der führende Forscher aber stellte sich der Auseinandersetzung: Mehr als zwei Stunden lang antwortete der Berner Professor Thomas Stocker auf die kritischen Fragen unseres Journalisten Markus Schär. Sein Fazit: «Und die Erde erwärmt sich doch.» **Seite 36**

Konnten angehende Ärzte bei Medizinhistoriker Christoph Mörgeli ihren Dokortitel durch «simples Abschreiben alter Schriften» ergattern, wie die «Rundschau» des Schweizer Fernsehens vor zwei Wochen behauptete? Wurden diese Arbeiten von einem Dutzend Doktoranden gegen Bezahlung gar an Dritte delegiert? Die *Weltwoche* hat die zwei anonymen Kronzeugen ausfindig gemacht, auf die die «Rundschau» ihre Story baut. Das Fazit unseres Reporters Alex Baur: Es wurde gemogelt und

beschissen, was das Zeug hält – allerdings nicht von den Doktoranden, sondern von den Fernsehjournalisten am Leutschenbach. **Seite 26**

Nur eine Handvoll Politiker können für sich in Anspruch nehmen, die Welt verändert zu haben. Margaret Thatcher, die am Montag im Alter von 87 Jahren gestorben ist, gehört dazu. Sie erneuerte nicht nur die eigene konservative



Sie hat die Welt verändert: Margaret Thatcher.

Partei, sondern die gesamte britische Politik. Ihr Enthusiasmus für Privatisierung löste eine globale Revolution aus, und ihr Wille, gegen Tyrannei aufzustehen, half, das Sowjetimperium zu Fall zu bringen.

Über drei Amtsperioden von 1979 bis 1990 regierte sie mit harter Hand und war entsprechend umstritten. Wie tief Thatcher Grossbritannien noch heute spaltet, zeigen Reaktionen auf ihren Tod. Kaum war ihr Ableben bekannt geworden, versammelten sich Menschen zu «Thatcher Death Partys». Noch einmal wurden Thatcher-Beschimpfungen an Gebäude gesprüht: «Du hast mir die Milch und unsere Hoffnung geklaut!» – oder: «Eiserne Lady? Roste in Frieden».

«Ein Teil von Thatchers Erfolg hatte direkt mit der Wut ihrer Gegner zu tun», sagt Charles Moore, autorisierter Biograf Thatchers. «Ihr Hass machte sie blind. Sie verstanden nie genau, wie sie funktionierte, sie versuchten nicht einmal, sie zu begreifen.» Für die *Weltwoche* hat Moore Stationen aus Thatchers Leben nach prägnanten Stichworten skizziert. Zeitzeuge Hanspeter Born beschreibt ihren Aufstieg und ihr Wirken. Und der ehemalige Chefökonom der Schweizerischen Nationalbank, Kurt Schiltknecht, erinnert sich an Treffen in 10 Downing Street. **Seite 42, 46, 48**

Ihre Weltwoche

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,

E-Mail: redaktion@weltwoche.ch

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch

Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,

E-Mail: verlag@weltwoche.ch

Internet: www.weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91

E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch

Jahresabonnement Inland Fr. 235.– (inkl. MwSt.)

Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)

Weitere Angebote für In- und Ausland unter

www.weltwoche.ch/abo

E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)

Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel

Stv. Chefredaktor: Philipp Gut (*Leitung Inland*)

Produktionschef: David Schnapp

Redaktion:

Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur,

Urs Paul Engeler, Urs Gehriger,

Andreas Kunz, Christoph Landolt,

Daniela Niederberger, Alex Reichmuth,

Markus Schär, Beatrice Schlag (*Los Angeles*),

Florian Schwab, Lucien Scherrer,

Mark van Huissing

Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann,

Silvio Borner, Henryk M. Broder,

Markus Gisler, Pierre Heumann,

Peter Hostenstein, Hansrudolf Kamer,

Peter Keller, Wolfram Knorr, René Lüchinger,

Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli,

Franziska K. Müller, Daniele Musciconico,

Deborah Neufeld, Kurt Pelda,

Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht,

Sacha Verna (*New York*),

Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),

Jürg Zbinden, Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring

Bildredaktion: Adam Schwarz (*Leitung*),

Verena Tempelmann, Joël Hunn (*Assistent*)

Layout: Tobias Schär (*Leitung*),

Silvia Ramsay

Korrektorat: Cornelia Bernegger und

Rita Kempfer (*Leitung*), Viola Antonovits,

Gregor Szyndler, Dieter Zwicky

Sekretariat: Miriam Schoch (*Leitung*),

Inga-Maj Hojajj-Huber, Raymond Kaufmann

Geschäftsführer: Sandro Rügger

Marketing: Guido Bertuzzi (*Leitung*)

Anzeigenverkauf: Stephan Schwab (*Leitung*),

Christine Lesnik (*Leitung WW-Magazin*),

Brita Vassalli

Anzeigeninnendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

Online-Vermarktung: Aextra

Tarife und Buchungen: Tel. 044 533 09 93,

info@aextra.ch

Druck: Ziegler Druck- und Verlags-AG,

Rudolf-Diesel-Strasse 22, 8404 Winterthur

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt

auf Recyclingpapier, das aus

100 % Altpapier hergestellt ist.

Es schont damit Ressourcen,

Energie und somit die Umwelt.

printed in
switzerland

Shortcut: Mit dem iPhone *Weltwoche*-Artikel empfehlen und aufbewahren sowie Zusatzinhalte entdecken. www.weltwoche.ch/shortcut



ALWAYS ON TARGET !



Flagship Chrono

Ref. B-4183.04.007

Gehäuse aus Edelstahl

Chronofunktionen

kratzfestes Saphirglas

wasserdicht bis zu 10 ATM (100m)

Swiss Made



SWISS MILITARY
HANOWA



Weitere Informationen und Verkaufsstellen:

www.swissmilitary.ch

Hanowa AG, Solothurn, Tel. 032 329 39 80, info@hanowa.ch

Thatcher

Thatcherismus ist keine Ideologie, sondern etwas Praktisches und Bodenständiges.

Von Roger Köppel

Was sind die entscheidenden Positionen der Politikerin Margaret Thatcher (1925–2013)? Sie finden sich gebündelt in ihrem Buch «Staatskunst», das vor exakt elf Jahren herauskam. Dieses rund 500 Seiten umfassende, hochinteressante und in seiner Klarheit unverwüsthliche Werk liefert eine Summe ihres Denkens, angewandten «Thatcherismus», wenn man so will, wobei sich die Schreibende stets gegen diesen Ausdruck verwahrte. Sie sprach lieber von «gesundem Menschenverstand».

Thatcher, das macht das Buch deutlich, war keine Ideologin. Hier unterliegen ihre Kritiker einem Irrtum. Was sie «Thatcherismus» nennen, ist kein abgehobenes Gedankengebäude, sondern praktisch, empirisch und bodenständig, entwickelt und erprobt am richtigen Leben. Die Autorin betont an mehreren Stellen, dass sie als Tochter eines Gemüsehändlers zum Beispiel schon früh mit der existenziellen Grundtatsache konfrontiert wurde, «dass die Einkünfte am Ende der Woche die Ausgaben etwas übersteigen sollten».

Thatchers Staatskunst zielt aufs Konkrete. Im Zentrum steht der Nationalstaat, den sie für die einzige handlungsfähige politische Organisationsform hält. An dieser Tatsache habe auch die Globalisierung nichts geändert. Staaten würden aufgrund von Interessen handeln. Humanitären Zwecken und ethischen Zielen in der Politik misstraut sie ebenso wie allem Internationalistischen und Kollektiven. Die Welt ist für sie ein Gelände der Unsicherheit. Die Möglichkeit von Kriegen bleibt real. Die Verbreitung von Demokratie, Fortschritt und Toleranz sei wichtig, aber in weiten Teilen der Welt noch nicht realisiert. Prinzipien seien notwendig in der Politik, aber die Politik dürfe sich durch Prinzipien auch nicht lähmen lassen. Thatcher pflegt die aufgeklärte Sturheit.

Die Demokratin verfügt über eine geschärfte Sensibilität dafür, dass weder Minderheiten noch Mehrheiten die jeweils andere Seite drangsalieren dürfen. Sie ist felsenfest davon überzeugt, dass das westliche System mit begrenzter Regierungsmacht und einem Maximum an Freiheit für den Einzelnen auf der Grundlage vernünftiger Gesetze das erfolgreichste staatliche Modell darstellt. Trotzdem bleibe auch nach dem Sieg des Westens im Kalten Krieg der wesentliche Gegensatz bestehen. Es werde immer Politiker geben, schreibt



«Säulen des Wohlstands.»

Thatcher, die versuchen würden, die Leute davon zu überzeugen, dass es besser ist, wenn nicht sie selber, sondern der Staat ihr Leben organisiert. Die Gefahr, dass das Streben nach Sicherheit stärker sei als die Liebe zur Freiheit, bleibe akut.

Freies Unternehmertum und Schutz des Eigentums sind die Säulen des Wohlstands. Heftige Regulierung und hohe Steuern würden Wohlstand vernichten. Vom Versuch, die Wirtschaft sozialdemokratisch einzuhegen, hält sie gar nichts: «Je grösser das Stück ist, das die Regierung beansprucht, desto kleiner ist der Kuchen für alle anderen.» Die

«Es ist unsere Pflicht, für uns selbst zu sorgen und erst dann für unseren Nachbarn.»

erfolgreichsten Volkswirtschaften hinsichtlich Wachstum, Pro-Kopf-Einkommen und neuer Arbeitsstellen seien jene, bei denen die öffentlichen Ausgaben, gemessen am Volkseinkommen, tief seien: «Sobald wir zugeben, dass öffentliche Ausgaben mehr sind als ein notwendiges Übel, haben wir die Kernwerte der Freiheit bereits aus den Augen verloren.»

Gesellschaften, die erfolgreich sein wollen, dürfen den Leuten keine Anreize geben, nicht zu arbeiten. Man muss zuerst für seinen eigenen Lebensunterhalt sorgen können, bevor man eine Familie gründet oder sich um andere kümmert. Aus diesem Zusammenhang stammt eine ihrer umstrittensten, weil oft falsch zitierten oder aus dem Zusammenhang gerissenen Formulierungen: «Ich glaube, wir gehen durch eine Zeit, da zu vielen Menschen das Gefühl gegeben wird, dass, wenn sie ein

Problem hätten, es die Aufgabe der Regierung sei, dieses Problem zu lösen. «Ich habe ein Problem – ich bekomme ein Darlehen.» «Ich habe keine Wohnung, die Regierung muss mir eine Wohnung geben.» Sie schieben ihr Problem auf die Gesellschaft. Aber, wissen Sie, es gibt nicht so etwas wie die Gesellschaft. Es gibt einzelne Frauen und Männer, und es gibt Familien. Und keine Regierung kann irgendetwas bewirken, ausser sie bewirkt es über Menschen, und die Menschen müssen zuerst für sich selber sorgen. Es ist unsere Pflicht, für uns selbst zu sorgen und erst dann für unseren Nachbarn. Die Leute denken zu sehr an ihre Ansprüche, ohne an die Verpflichtungen zu denken. Es gibt aber keine Ansprüche, ohne dass nicht jemand vorher seine Verpflichtungen erfüllt hat.»

So etwas wie Gesellschaft gibt es nicht: Ihre Kritiker heulten auf, als sie den Satz am 31. Oktober 1987 einer Frauenzeitschrift diktierte, doch Thatchers Gedanke ist vernünftig. Sie plädiert nicht für eine Welt der seelenlosen Vereinzelung. Sie stellt die Frage nach den moralischen Grenzen der Umverteilung. «Gesellschaft» ist eine abstrakte Grösse, die im richtigen Leben nicht existiert. Es gibt nur konkrete Menschen und/oder Familien. Sie sind gemeint, wenn sich jemand aufs Kollektiv bezieht, um damit seine eigenen sozialen Ansprüche zu begründen. Wo sind die Grenzen solcher Ansprüche? Dürfen die Steuern einfach beliebig erhöht werden, um die Ansprüche Einzelner auf Kosten aller zu befriedigen? Wer behauptet, es gebe diese Grenzen nicht, endet bei der grenzenlosen Umverteilung. Ungleichheit ist der Preis, den ein Land für seinen Wohlstand bezahlt. Die Beseitigung der Ungleichheit läuft für Thatcher zwingend auf die Beseitigung des Wohlstands hinaus.

Speziell interessant aus Schweizer Sicht sind Thatchers Bemerkungen zum Völkerrecht. Mit Sorge betrachtet sie die Ausweitung des Katalogs der Menschenrechte. Was ursprünglich dem Schutz der Persönlichkeit diene, entwickelt sich zum Wunschzettel für fremdfinanzierte Sozialansprüche jeder Art: Bereits gibt es Menschenrechte auf Arbeit, auf Freizeit, auf Ruhe, auf einen angemessenen Lebensstandard und auf eine internationale Ordnung, die diese Rechte gewährleistet. Wann kommt das Menschenrecht auf einen Flachbildschirm?

Thatcher ist weit davon entfernt, die richterlichen Gremien, die solches verfügen, allzu ernst zu nehmen. Entsprechend kritisch ist auch ihr Blick auf die internationale Strafjustiz: «Es wäre die endgültige Ironie», schreibt sie, «würden wir uns einer solchen nicht gewählten, nicht verantwortlichen und uns sicher feindselig eingestellten Körperschaft unterwerfen.» Landesrecht bricht Völkerrecht. Thatcher bleibt auch hierin aktuell.



Im Schlaraffenland: Einbrecher. Seite 24



Surreale Wandlung: Blumenkinder. Seite 52



Im Grenzbereich: Psychiater Frances. Seite 54



«Eiskönigin»: Park Geun Hye. Seite 50

Kommentare & Analysen

5 Editorial

- 11 **Kommentar** Die Mitteparteien kapitulieren
- 11 **Im Auge** Wladimir Putin, russischer Präsident
- 12 **Exportwirtschaft** Die Welt hört nicht in Brüssel auf
- 12 **Frankreich** Die alltägliche Korruption
- 13 **Personenkontrolle** Bürgisser, Roth, Thatcher etc.
- 13 **Nachruf** Rabbi Herschel Schacter
- 14 **Piraten der Karibik**
 - «Offshore-Leaks»: Grossangriff ohne Beweise
- 16 **Kampagne** Die Trusts des Tamedia-Verlegers
- 17 **SRG** Luxusbedingungen trotz Rekorddefizit
- 18 **Die Deutschen** GAU im Haus
- 18 **Wirtschaft** Staatlich verordnete Preissenkung
- 19 **Ausland** Europas Linke ist ideenarm und reformresistent
- 20 **Mörgeli** Aufbruch in die falsche Richtung
- 20 **Bodenmann** Passagiere flüchten auf die Strasse
- 21 **Medien** Das richtige Online-Modell
- 21 **Gesellschaft** Feminismus 2013
- 22 **Leserbriefe**/Darf man das?

Hintergrund

24 **Paradies für Einbrecher**

Die Schweiz wird immer beliebter bei Verbrecherbanden

26 **«Rundschau»: Miese Tricks**

Entlarvt: der anonyme Informant aus der «Rundschau»

28 **Auf der Direttissima**

Karin Keller-Sutters gefährlicher Imagewechsel

30 **Einbürgerung** Falsche Ehe, echter Pass

32 **Verblödungsfalle Twitter**

Der rasante Kurznachrichtendienst entlarvt seine Benutzer

34 **Kastrierte Sprache**

Pädagogendeutsch – eine Übersetzungshilfe

42 **Margaret Thatcher veränderte die Welt**

Wie die Premierministerin Grossbritanniens umpflügte

46 **«Kaninchen aus dem Zylinder»**

Thatcher-Biograf Moore über die Ausnahmepolitikerin

48 **Thatcher** Erinnerung an eine persönliche Begegnung

49 **Zeitgeschichte** *Weltwoche*-Artikel vom 3. Dezember 1948

50 **Park gegen Kim**

Im geteilten Korea bricht eine alte Familienfehde auf

52 **Sex, Drugs'n'Müsli**

Von Sex, Drugs und Rock'n'Roll zu Öko, Müsli und Grüntee

54 **«Wir haben Luxus-Probleme»**

Die Selbstkritik des prominenten Psychiaters Allen Frances

58 **Krieger Gottes**

Zwingli's Tod in der Schlacht bei Kappel (*Weltwoche*-Serie)

In Topform.

Erleben Sie die neue E-Klasse
an der Händlerpremiere vom 12. bis 14. April.

Hohe Erwartungen – für Sie übertroffen. Lassen Sie sich von der sportlichsten E-Klasse aller Zeiten überraschen. Mit einem auffallend dynamischen Design, das perfekt auf die kompromisslose Fahrleistung abgestimmt ist. Entdecken Sie bei einer Probefahrt die neue E-Klasse und lernen Sie bei dieser Gelegenheit auch gleich den neuen CLA kennen. Ihr Mercedes-Benz Partner freut sich auf Sie.

www.mercedes-benz.ch/e-klasse



MERCEDES-SWISS-INTEGRAL

Das serienmässige Service- & Garantiepaket für alle Modelle – exklusiv von Mercedes-Benz Schweiz AG.
10 Jahre Gratis-Service, 3 Jahre Vollgarantie (beides bis 100 000 km, es gilt das zuerst Erreichte).



Mercedes-Benz
Das Beste oder nichts.



«Nicht jeder Frühling ist gleich»: Klimaforscher Stocker. Seite 36

Interview

36 «Und die Erde erwärmt sich doch»

Als führender Forscher des Weltklimarates IPCC stellt der Berner Professor Thomas Stocker fest: Auch in garstigen Wintern hält die Klimaerwärmung an

Stil & Kultur

62 Stil & Kultur John Kacere, Fotorealist

64 Bestseller

64 Pop Scott Walker, der Don Quijote der Musik-Avantgarde

65 Jazz Giovanni Guidi Trio

66 Top 10

66 Kino «Paradies: Liebe»

67 Fernseh-Kritik «SRF bi de Lüt – Männerküche»

68 Namen Von Regine Aeppli bis Christoph Wolfensberger

71 Hochzeit Hanna Donath und Joris Tielen (Teil 2)

71 Thiel Im Irrenhaus

72 Wein Somontano D.O. 12 Lunas tinto 2009

72 Die Besten Maskulin duftende Schläfer

73 Auto VW T5 Multivan Business 4Motion

73 Zu Tisch Gourmet-Festival «Sapori Ticino»

74 MvH trifft Lisa Feldmann, Chefredaktorin

Autoren in dieser Ausgabe

Beda M. Stadler



Mit seinen gesundheits- und gesellschaftspolitischen Themen macht der Immunologe immer wieder von sich reden. In seinem Essay beantwortet er die Frage, warum sich die Welt von Sex, Drugs and Rock'n'Roll zu Öko, Müsli und Grüntee wandelte. Seite 52

Charles Lewinsky



Der 66-jährige Zürcher gehört zu den erfolgreichsten, besten und vielseitigsten Schriftstellern der Schweiz. In dieser Ausgabe schreibt er aus aktuellem Anlass über die alltägliche Korruption in Frankreich, wo er im Département Haute-Saône seinen zweiten Wohnsitz hat. Seite 12

Neu im iKiosk!



Lesevergnügen jetzt auch unterwegs. Abonnenten haben unbeschränkten Zugriff auf alle Artikel, Bilder und Grafiken.

DIE WELTWOCH
80 JAHRE QUALITÄT

RANGE ROVER EVOQUE ERWARTEN SIE DAS UNERWARTETE.

Er ist eines der aufregendsten Fahrzeuge seiner Generation – da dürfen Sie ruhig etwas mehr erwarten, in der Stadt wie im Gelände. Denn mit Terrain Response®, Adaptive Dynamics und seinen effizienten Motorisierungen ist der Range Rover Evoque im Herzen ein waschechter Land Rover, als Coupé wie als 5-Türer. Steigen Sie ein und erleben Sie bei einer Probefahrt selbst, warum der Range Rover Evoque seit dem ersten Tag so erfolgreich ist. Jetzt bei Ihrem Land Rover-Fachmann.

www.landrover.ch

3.9%*
LEASING



ABOVE AND BEYOND



Film anschauen



facebook.com/LandRoverSchweiz

* Abgebildetes Modell: Range Rover Evoque 2.2 eD4 Dynamic, 5-Türer, man., 2WD, 150 PS/110 kW, Gesamtverbrauch 5.0 l/100 km, Ø CO₂-Emission 133 g/km, Energieeffizienz-Kategorie A, Ø CO₂-Emission aller in der Schweiz angebotenen Fahrzeuge 153 g/km. Basispreis CHF 54'500.– mit Zusatzausstattung CHF 780.–. Leasing gültig bis 30. April 2013, Berechnungsbeispiel: Sonderzahlung 10% der Basispreisempfehlung, Laufzeit 48 Monate, 10'000 km/Jahr, effektiver Jahreszins 3.97%, Kautions 5%, obligatorische Vollkasko nicht inbegriffen. Leasingrate monatlich CHF 641.– inkl. MWSt. Kreditvergabe ist verboten, falls sie zur Überschuldung des Konsumenten führt.

So scharf sehen wie in Full HD-Qualität

Kochoptik führt die neue DNEye-Technologie ein

Stellen Sie sich vor, Sie könnten nicht nur Kinofilme oder das TV-Programm in Full HD-Qualität sehen, sondern auch Ihren Alltag. Mit den ersten High-Performance-Brillengläsern ist das jetzt möglich.

Messwerte machen den Unterschied

Bei Kochoptik hält jetzt Spitzentechnologie Einzug, denn neu setzt der bekannte Schweizer Optiker auf den revolutionären DNEye Scanner. Dieses clevere Gerät erstellt per Scan einen «digitalen Fingerabdruck» der Augen – denn wie ein Fingerabdruck ist auch jedes Auge in seiner Struktur einzigartig. Mit dem DNEye Scanner lassen sich die präzisen Messwerte aller Zeiten erzielen. Das Ergebnis: Die besten und individuellsten Brillengläser, die es je gab – sozusagen für scharfes Sehen wie in Full HD-Qualität.

Mehr Sehqualität für alle

Der Augenscan selbst dauert nur kurz, ist absolut schmerzfrei und vollkommen ungefährlich. Das Resultat ist dafür umso beeindruckender – ob für Gleitsicht-, Einstärken- oder Arbeitsplatzbrillen. Im Praxis-



test bestätigen Brillenträger deutliche Verbesserungen ihrer Sehleistung im Vergleich zu ihrer alten Sehlösung. Vor allem Menschen mit einer Gleitsichtbrille profitieren vom besseren Seherlebnis.

Scharfes Sehen ist nur der Anfang

Die neuen Brillengläser können aber noch mehr: Neben einem schärferen Sehen wird ein breiteres Sehfeld erfasst und die Kontrastwahrnehmung erhöht sich. Letzteres wirkt sich vor allem auf die Sicherheit im Strassenverkehr sehr positiv aus. Doch auch vor dem Computer oder in der Freizeit

bestechen die neuen High Performance-Brillengläser von Kochoptik mit einem noch nie dagewesenen Sehkomfort.

Technik vs. Service?

Dass auch die neueste und cleverste Technik einen guten Service nicht ersetzen kann, ist für Kochoptik klar – deshalb stehen auch in Zukunft individuelle Beratung und ein Top-Service an erster Stelle. Geht es um die Wahl einer geeigneten Fassung oder Korrekturgläser, werden Kunden bei Kochoptik immer von einem ausgebildeten Augenoptiker beraten. Mit der längsten Erfahrung bei der Anpassung individueller Gläser

in der Schweiz, umfassenden Garantien und Serviceleistungen bietet Kochoptik seinen Kunden höchste Kompetenz und verlässliche Sicherheit.

Aus der Schweiz

Kochoptik ist ein Schweizer Optiker, dessen erstes Geschäft 1909 an der Zürcher Bahnhofstrasse eröffnet wurde und mittlerweile mit 22 Geschäften im Raum Zürich, Basel, Fribourg und Bern zu den führenden Optikern in der deutschsprachigen Schweiz zählt. Diesen Erfolg verdankt Kochoptik insbesondere seinen hohen Qualitätsansprüchen.

Gutschein

für eine kostenlose Messung mit dem DNEye Scanner.
Bitte vereinbaren Sie mit uns einen Termin.

Gültig bis 29. 06. 2013

KOCH[®]
O P T I K

MEINE SEHLÖSUNG

www.kochoptik.ch
Gratisnummer 0800 33 33 10



1:13?

Von Urs Paul Engeler — Die schwachen Mitteparteien kapitulieren. Initiativen werden nicht mehr gradlinig bekämpft, sondern immer häufiger mit direkten oder indirekten «Gegenvorschlägen» abgefedert.



Betrübliche Schauspiele: Müller (l.), Darbellay.

Mit 250 000 Franken lässt die Schweiz sich nachhaltig verändern. So wenig kostet es im günstigen Fall, rechnen Profis vor, die nötigen Unterschriften für eine Volksinitiative zu sammeln und zu beglaubigen. Mit dem Akt der Einreichung haben die Urheber des Vorstosses bereits mehr als die Hälfte ihrer Ziele erreicht. Denn Initiativen werden nicht mehr gradlinig und offen bekämpft, sondern immer häufiger mit direkten oder indirekten «Gegenvorschlägen» lediglich leicht abgefedert.

Das Verfahren hat mittlerweile System. Nach dem Erfolg der Anti-Minarett-Initiative klammerte die zitternde Mitte sich an einen Gegenvorschlag zur Ausschaffungsinitiative der SVP. Die Landschaftsschützer wurden für ihre Initiative «Raum für Mensch und Natur» mit einer drastischen Verschärfung des Raumplanungsgesetzes belohnt. Ähnlich profitierte die Musiklobby, deren Begehren «Jugend und Musik» in abgeschwächter Form in die Verfassung Eingang fand. Der «Schutz vor Rasern» wurde mit verschärften Gesetzen realisiert. Aus Angst vor dem Volkszorn gegen die «Abzocker» konstruierten die Räte eine monströse Änderung des Aktienrechts. Die links-grüne «Cleantech»-Initiative wird indirekt weitgehend umgesetzt, der «Ausstieg aus der Atomenergie» ohnehin, die «Klima-Initiative»

desgleichen. Zu befürchten ist, dass das Parlament ins VCS-Paket «zur Förderung des öffentlichen Verkehrs» sogar noch mehr einpacken wird. Von Komplementärmedizin über Offroad-Verbot bis Fischerei («Lebendiges Wasser»): Immer grüsst der generöse Gegenvorschlag.

Selbst wenn diese Alternativen ab und zu keinen Erfolg haben (wie im Falle der Minder- oder der Ausschaffungsinitiative der SVP), so zeitigen sie stets entscheidende politische Wirkung: Die orientierungslosen politischen Parteien signalisieren Bereitschaft zur Kapitulation. Verhandelt wird nur noch über den Preis eines Kompromisses. Der Wille, eine falsche oder übertriebene Forderung zurückzuweisen und mit Einsatz und den besseren Argumenten zu bekämpfen, fehlt völlig. Solche Appeasement-Politik stärkt die Komitees und gibt deren Ansinnen den ultimativen Rückenwind.

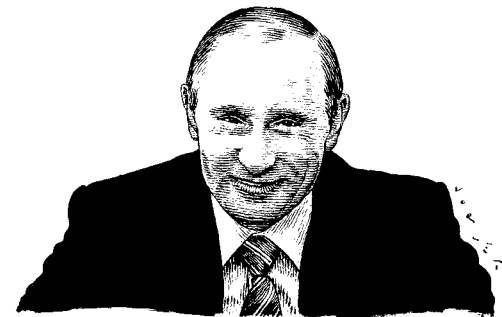
Die FDP als Sponsorin der linken Lobby

Und diese betrüblichen Schauspiele werden immer peinlicher. Die präsidentalen Windfahnen der Mitteparteien, Christophe Darbellay (CVP) und Philipp Müller (FDP), lancieren nun den Einfall, selbst der systemfremden Gewerkschaftsinitiative für staatlich garantierte Monatslöhne von mindestens 4000 Franken mit einem «Gegenvorschlag» entgegenzukommen. Der nichtliberale FDP-Müller will sogar die Angleichung der Gehälter der Frauen behördlich geregelt haben. Ob der Arbeitslohn gesetzlich vorgeschrieben, wie die Linken fordern, oder nach Müllers Muster in allgemeinverbindlichen Gesamtarbeitsverträgen (GAV) für obligatorisch erklärt wird – der Unterschied ist klein: Staat bleibt Staat, aber mit der GAV-Idee kassieren die Gewerkschaften über Zwangsabgaben zusätzliche Millionen.

Die FDP als Sponsorin der linken Lobby: Immerhin ist der vernünftig gebliebene Teil der Freisinnigen auf Distanz gegangen zum immer wirrer agierenden Vormann; die CVP-Herde hingegen trottet in Richtung Staatslohn. Die Gewerkschaften haben gewonnen, bevor die Bürger sich an der Urne äussern können.

Macht das Beispiel Schule, fabriziert die schwache Mitte auch Gegenvorschläge zum Projekt einer nationalen Erbschaftssteuer sowie zur 1:12-Initiative der Juso. Die FDP-CVP-Lösung könnte beispielsweise lauten, dass die staatlich fixierte Spanne zwischen hohen und tiefen Löhnen leicht erweitert wird: 1:13 statt 1:12? Zurzeit ist alles möglich.

Keine Bedenken



Wladimir Putin, «Der Deutsche».

Wladimir Putin, der mit 63 Prozent der Stimmen gewählte Herrscher des riesigen Russlands, wippte mit seinen irgendwie zu gross wirkenden Schuhen bedrohlich vor und zurück. Ein selbstgefälliger, miserabel vorbereiteter ARD-Chefjournalist versuchte den Präsidenten mit langen Fragesätzen in Demokratieunterricht zu schulmeistern. Putin demütigte ihn zum Mäuschen, indem er ihn mitten im Interview nach dem Namen fragte. – Schönenborn. – Es war eine Sternstunde, leider nur eine Viertelstunde (was nach Zensur roch) des Fernsehens. Putin entlarvte den Behlenden mit Gegenfragen und entledigte sich bald des lästigen Kopfhörers mit der Stimme der Simultanübersetzung, denn er spricht fließend Deutsch. Er trug sogar den Spitznamen «Nemez», «der Deutsche», und sicher macht ihn das für die Deutschen so irritierend: Putin hat fünf Jahre im Lande gelebt, damals noch in der DDR.

Als Agent des KGB bewohnte er in Dresden mit Frau Ludmilla, einer Deutschlehrerin, und zwei Mädchen zweieinhalb Zimmer in einem Plattenbau. Er seinerseits wurde von einer West-Agentin mit Decknamen «Balkon» (wegen ihres grossen Busens) beschattet. Zwischenzeitlich verschob er sich nach Leipzig, der Messestadt, wo er in einem schönen, alten Bürgerhaus eine Etage belegte im Namen der deutsch-sowjetischen Freundschaft, obwohl er selber von der Stasi bespitzelt wurde, weil die DDR dem Wandel in Moskau unter Gorbatschow misstraute. Nachbar Putins in Leipzig war der Maler Wolfgang Mattheuer, der als Staatsfeind galt, und Frau Mattheuer war sehr angetan vom höflichen jungen Mann, der ihr immer den Kehricht auf die Strasse hinuntertrug und den sie Jahre später plötzlich im Fernsehen sah: «Unser Russe ist Präsident!» In seiner Freizeit trank Putin gern zwei, drei Biere in der Schenke «Ohne Bedenken», die von einem in Ungnade gefallenen Wissenschaftler mit Dokortitel geführt wurde. Eine Chance auf eine Politkarriere hätte Putin «der Deutsche» im Lande seiner zweiten Identität kaum gehabt. Er soll seine 218-Seiten-Doktorarbeit als Bergbau-Ökonom weitgehend abgekupfert haben.

Peter Hartmann

Zwangsverlobung

Von Peter Keller — Die Welt ist eine Kugel und hört nicht in Brüssel auf.

Es war eine symptomatische Wahl: Selbst die katholische Kirche hat Europa den Rücken zugedreht und einen Südamerikaner zum Papst gekürt. Offenbar gehört der Kontinent auch in religiösen Angelegenheiten nicht mehr zu den Zukunftsmärkten.

Die Euro-Zone röchelt und mit ihr alle Staaten und Firmen, die einseitig auf diesen Markt fokussiert haben. Besonders deutlich zeigt sich die Zweiklassen-Wirtschaft in der Autoindustrie: BMW, Daimler und VW brummen – Peugeot, Renault, Opel und Fiat stottern hinterher. Die Deutschen verkaufen in die ganze Welt, ihre europäische Konkurrenz versauert auf den einheimischen Märkten. 2012 fiel der Autoabsatz in Europa auf den tiefsten Stand seit siebzehn Jahren. Der Erfolg der grossen deutschen Marken liegt aber auch in ihrer unschlagbaren Mischung aus Qualität, technischer Innovation und gutem Preis.

Mit Europa drohen

Jahrelang predigten die Schweizer Parteien von links bis zur Mitte, das Heil in Europa zu suchen. Wenn nicht politisch, so wenigstens wirtschaftlich. Ob Schengen, Freizügigkeitsabkommen oder Milliardenzahlungen in den EU-Umverteilungstopf: Wenn politische Exponenten wie der CVP-Präsident Christophe Darbellay von «unserem wichtigsten Handelspartner Europa» sprachen, ging es meistens darum, die viel europaskeptischere Bevölkerung auf Kurs zu drohen.

Heute kann man das Verhältnis zwischen der Schweiz und der EU als eine Art Zwangsverlobung beschreiben. Aufschlussreich ist die Wortwahl von Volkswirtschaftsminister Johann Schneider-Ammann, wenn er die wirtschaftliche Verflechtung unseres Landes mit Europa beschreibt: «Wir hängen für fast jeden dritten Franken Volkseinkommen von der Euro-Zone ab. Annähernd jeder dritte Arbeitsplatz in unserem Lande ist direkt oder indirekt betroffen. Uns liegt sehr viel daran, dass die Euro-Zone stabilisiert ist.»

«Abhängig» sein, «stabilisieren», «betroffen» ..., eine innige Partnerschaft klingt anders. Glücklicherweise haben sich die Schweizer Exportunternehmen nie sonderlich um die EU-Sonntagsreden gekümmert. Sie stehen erstaunlich stabil da. Das hat mit ihrer Diversifikation zu tun. Innovative Firmen wie der Lift- und Rolltreppenbauer Schindler haben schon früh erkannt, dass die Welt eine Kugel ist und nicht in Brüssel aufhört.

Der Trog bleibt derselbe

Von Charles Lewinsky — In Frankreich werden Minister beschuldigt, Schwarzgeldkonten im Ausland zu führen. Wie selbstverständlich korrupte Politiker sind, zeigt sich schon in kleinen Dörfern.

In meinem kleinen französischen Dorf – und man sollte immer in die Dörfer gehen, wenn man verstehen will, wie in Frankreich Politik funktioniert –, in meinem kleinen Dorf wurde vor einigen Jahren wieder einmal heftig über den Ausgang einer Wahl diskutiert. Es war keine wichtige Wahl gewesen, es ging noch nicht einmal ums Departement, sondern nur um den Kanton, und die frisch Gewählten hatten keine bedeutenden Dinge zu entscheiden. Aber in diesem kleinen Rahmen hatte es einen Machtwechsel gegeben, und darüber wurde diskutiert. Ich weiss nicht mehr, ob damals die Linken die Rechten oder die Rechten die Linken von der Regierung verdrängt haben, und es ist auch nicht wichtig. Weil eben in Frankreich die Parteizugehörigkeit wenig mit dem Verhalten zu tun hat.

Die Neugewählten empörten sich

Die Neuen hatten Zugang zu den Akten und Unterlagen ihrer Vorgänger bekommen und dabei festgestellt, dass die ganz schön in die eigene Tasche gewirtschaftet hatten. Das private Dienstmädchen über die Staatskasse abgerechnet, dem Neffen einen überflüssigen Posten verschafft – und was man eben so tut, wenn man an der Macht ist. Natürlich empörten sich die Neugewählten wortreich und schworen hoch und heilig, bei ihnen würden



«Voyez-vous, es ist doch so»: Hollande, Cahuzac.

solche Sachen nie, aber auch wirklich nie vorkommen.

Worauf mein Nachbar sagte: «Wenn wir gewusst hätten, wie viel die eingesackt haben, hätten wir sie nicht abgewählt.» Ich meinte

Die Neuen müssen sich erst noch die Taschen vollmachen. Schrecklich, was das kosten wird.

zuerst, ihn falsch verstanden zu haben, denn wen soll man sonst abwählen, wenn nicht korrupte Volksvertreter? Aber er hatte es genau so gemeint. Und erklärte mir auch, wie er zu dieser überraschenden Aussage kam.

«Voyez-vous», sagte er mit all dem herablassenden Mitleid, das ein weltweiser Franzose für einen provinziellen *Petit Suisse* hat, «voyez-vous, es ist doch so: Die Alten, die Abgewählten, die waren schon satt. Die Neuen müssen sich erst noch die Taschen vollmachen. Schrecklich, was uns das wieder kosten wird!»

Abschluss von der Edel-Uni

Ein französischer Politiker, der Schwarzgeld auf einem ausländischen Konto versteckt, verliert bei seinen Landsleuten eine Menge an Achtung. Nicht, weil er versucht hat, die Steuer zu bescheissen, sondern weil er nicht schlau genug war, es erfolgreich zu tun. Dass ihm so ein *Buben-Trickli* gelingt, ist ja wohl das Mindeste, was man vom Absolventen einer der *grandes écoles* erwarten darf.

In meinem kleinen Dorf – und ich glaube, es ist nicht untypisch für Frankreich – geht man ganz selbstverständlich davon aus, dass Politiker korrupt sind. Welches politische Lager sie vertreten, spielt dabei keine Rolle. Man regt sich nicht mal furchtbar darüber auf, denn etwas hat man im Laufe von ein paar hundert Jahren Zentralismus gelernt: Die da oben machen ja doch, was sie wollen.

Oder, wie das Sprichwort sagt: Der Trog bleibt immer derselbe; es wechseln nur die Schweine, die daraus fressen.

Charles Lewinsky lebt als Schriftsteller in Zürich und in Vereux im französischen Département Haute-Saône. Zuletzt erschien sein Band «Schweizen» (Verlag Nagel & Kimche).

Personenkontrolle

Bürgisser, Roth, Thatcher, Eichenberger, Leuzinger

Eine Institution, die in den letzten Jahren immer wieder zu reden gab, verschwindet lautlos. Das Kompetenzzentrum Sexualpädagogik und Schule, angesiedelt an der Pädagogischen Hochschule Zentralschweiz in Luzern und finanziert vom Bundesamt für Gesundheit (BAG), stellt Mitte Jahr seinen Dienst ein. Das habe «politische Gründe», sagt Leiter Titus Bürgisser. Der Einsatz «für eine zeitgemässe, auf Verfassungsrechten basierende und die Selbstbestimmung betonende schulische Sexualerziehung» sei «immer wieder diffamiert und mit Petitionen und Initiativen bekämpft» worden. Offensichtlich halten die Sexualpädagogen die Ausübung demokratischer Rechte in diesem Fall für illegitim. Ganz verschwinden wird ihr Erbe indes



«Diffamiert»: Sexualpädagoge Bürgisser.

nicht. Nachdem der Bund das Zentrum während insgesamt sieben Jahren mit Millionenbeträgen unterstützt hat, wird die Pädagogische Hochschule Luzern die umstrittene Website www.amorix.ch weiterführen. (gut)

Dank der 1:12-Initiative ist der Einfluss der Jungsozialisten auf die Politik derzeit so gross wie nie. Wie Chef David Roth denkt, hat er am Todestag von Margret Thatcher gezeigt. «Sie desindustrialisierte Grossbritannien, zerschlug die Gewerkschaften, gab alle Macht dem Finanzmarkt und war eine gute Freundin von Massenmörder Pinochet», schrieb Roth in gewohnter Kampfrhetorik auf Facebook. Um abschliessend ein besonders eindrückliches Beispiel für den von linker Seite immer wieder eingeforderten politischen Stil zu liefern: «Ich glaube, es ist nicht zynisch, heute ein Bier auf Maggies besten Tag zu trinken.» (aku)

Die Aargauer Nationalrätin Corina Eichenberger (FDP) hat einen neuen Job – und ist einen alten schneller losgeworden, als ihr lieb ist. Weil sie sich in den Verwaltungsrat der Bank Dreyfus wählen liess und gleichzeitig im Bankrat der Dreyfus-Konkurrentin Aargauer Kantonalbank (AKB) verblieb, regte sich Widerstand in den eigenen Reihen. Auf FDP-in-



Job-Rotation: FDP-Politikerin Eichenberger.

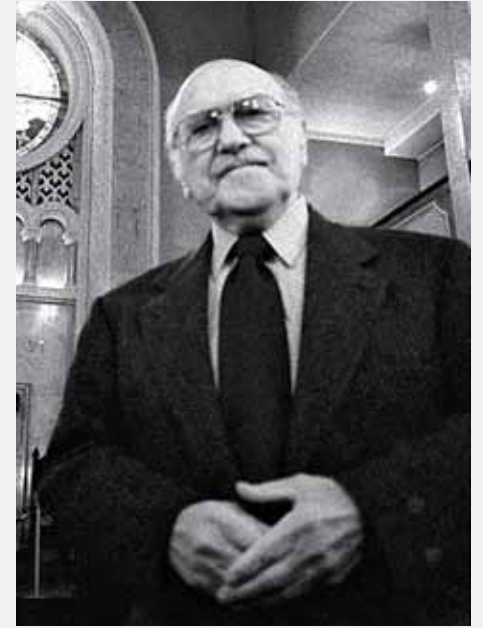
ternen Druck hat Eichenberger die AKB überstürzt verlassen. Noch letzte Woche schrieb sie ihrer Partei: «Sollten sich tatsächlich in der nächsten Zeit Interessenkonflikte ergeben, was mangels Berührungspunkten unwahrscheinlich ist, werde ich in den Ausstand treten.» (gut)

Wer jemandem den Stinkefinger zeigt, ist selber schuld, wenn er danach brutal verprügelt wird. So jedenfalls sieht es das Bundesgericht. Unter dem Vorsitz von Richterin Susanne Leuzinger-Naef (SP) hatte es einen Fall behandelt, bei dem ein 34-jähriger Autofahrer und seine schwangere Gattin in einem Zürcher Parkhaus von zwei jungen Männern beschimpft worden waren. Als der Autofahrer den beiden den Mittelfinger zeigte, rissen sie die Autotür auf und verprügelten den Lenker bis zur Bewusstlosigkeit. Der Mann erlitt einen Bruch des Augenhöhlenbodens, musste operiert werden und wurde vorübergehend arbeitsunfähig. Die Unfallversicherung kürzte ihm später wegen seiner «Beteiligung an einer Schlägerei» die Taggeldleistungen um die Hälfte. Ein Entscheid, den das Zürcher Sozialversicherungsgericht wieder aufhob, da die «relevante Aggression» einzig von den zwei jungen Männern ausgegangen sei. Das Bundesgericht hob dieses Urteil nun aber wieder auf und segnete die Halbierung der Taggelder ab. Begründung: In der heutigen Zeit sei bei derartigen Vorkommnissen mit einer Eskalation ohne weiteres zu rechnen. Der Autolenker habe mit dem Zeigen des Stinkefingers das folgende Unheil geradezu heraufbeschworen, hiess es. Ob auch die Bundesrichter auf einen ausgestreckten Mittelfinger mit einem brutalen Angriff reagieren würden, war dem Urteil nicht zu entnehmen. (aku)



Stinkefinger: Richterin Leuzinger-Naef (SP).

Nachruf



«Ihr zint freil!»: Rabbi Schacter.

Rabbi Herschel Schacter (1917–2013) — Kaum hatte Rabbi Schacter am 11. April 1945 von der Befreiung des Konzentrationslagers Buchenwald durch die Truppen von General George S. Patton gehört, nahm er sich einen Jeep mit Fahrer, und schon war der amerikanische Armegeistliche, der während des Zweiten Weltkriegs in Deutschland stationiert war, im KZ. Er habe dort den Rauch in seinen Augen gespürt, erinnerte er sich später, habe den Geruch von verbranntem Fleisch in der Nase gehabt und Hunderte von Leichen gesehen, die auf dem Gelände herumlagen. Den jüdischen Häftlingen rief er auf Jiddisch zu: «Ihr zint freil!»

Im KZ stiess er auf einen kleinen Jungen, der sich Lulek nannte und sich offenbar vor dem Rabbi fürchtete. Wie alt er sei, wollte der Rabbi wissen. Der Kleine, der sieben Jahre alt war, behauptete, älter zu sein als Schacter. «Sie weinen und lachen wie ein Kind», machte Lulek geltend, «ich aber habe seit vielen Jahren nicht gelacht, und ich weine nicht mehr. Also, wer ist der Ältere von uns beiden?»

In Buchenwald half Schacter dem kleinen Lulek und rund tausend anderen Waisenkindern. Er organisierte für sie Transporte in die Schweiz, nach Frankreich und ins damalige Palästina. Lulek, der eigentlich Meir Lau heisst, ist heute Oberrabbiner in Israel (und hat, nebenbei bemerkt, die Hochzeit dieses Korrespondenten geleitet). Schacter wurde nach seinem Einsatz im befreiten KZ zu einem der führenden Köpfe des jüdischen Lebens in den USA. Er starb, 95-jährig, im New Yorker Stadtteil Bronx.

Pierre Heumann

Piraten der Karibik

Von Florian Schwab — Ein internationales Journalisten-Netzwerk bläst zur Jagd auf die Reichen. In der grossangelegten Medienkampagne werden angebliche Steuersünder angeprangert. Beweise bleiben die Aufdecker schuldig. Der Grossangriff auf die Privatsphäre Unbescholtener wird kaum kritisiert.

Ende 2011 spielt ein Unbekannter dem internationalen Journalistennetzwerk ICIJ eine Festplatte zu. Der Inhalt: vertrauliche Daten von zwei Finanzdienstleistern, welche Tausende Offshore-Firmen und -Trusts eröffnet haben. Vor allem auf Südseeinseln. Der Begriff «Offshore» beschreibt finanzielle Tätigkeiten fernab der eigenen Heimat.

Auf das Datenleck folgt gemäss Selbstvermarktung ein Triumph der Technologie: Die 260 Gigabyte an Daten wären von Menschenhand kaum zu bewältigen gewesen. Also bauten Informatiker die IT-Systeme der Offshore-Anbieter nach, damit sie gezielt nach Personendaten suchen konnten. Weltweit erhielten knapp fünfzig Zeitungen Zugang zu den Ergebnissen, darunter der gemeinsame Recherchedesk von *Sonntagszeitung* und *Le Matin Dimanche*. Dieser hatte zwei Mitarbeiter monatelang freigestellt, um das Material nach Schweizer Beteiligten zu durchforsten.

Dass Offshore-Finanzzentren für mehr oder weniger legale Finanz- und Steueroptimierung verwendet werden können und Eigentümern ein hohes Mass an Anonymität bieten, ist nichts Neues. Auch dass Offshore-Konstruktionen vom organisierten Verbrechen genutzt werden, ist bekannt. Das Mindeste, was man also erwarten durfte, waren spektakuläre Fälle von gesetzeswidrigem Verhalten: Steuerhinterziehung, Betrug, Korruption. Die *Sonntagszeitung* setzte die Messlatte hoch, indem sie bereits am Donnerstag, 4. April, dem Starttag der weltweiten Kampagne, eine grosse Vorabmeldung im Internet publizierte und eine «einzigartige Recherche» ankündigte.

Berg gebiert Maus

Ein Blick auf die bisher in der Schweiz publizierten Fälle fällt ernüchternd aus. Der Luzerner Kantonalbank kreidet die *Sonntagszeitung* an, dass sie eine Überweisung durch einen Offshore-Trust angenommen habe. Die Graubündner Kantonalbank wird aufgrund der blossen Erwähnung in einer E-Mail öffentlich gebrandmarkt. Belege für fehlbares oder illegales Verhalten bleibt die *Sonntagszeitung* aber schuldig. Die blosser Erwähnung im Zusammenhang mit einer Offshore-Firma ist für die Rechercheure offenbar bereits nahe an einem Skandal. Da hilft auch nicht der Hinweis, «an und für sich» seien Offshore-Konstrukte ja nicht illegal und könnten im Einzelfall gar sinnvoll sein. Erstaunlicherweise werden die dürftigen Grundlagen der Grossrecherche in

Gunter Sachs

Falsche Anschuldigungen

Gunter Sachs
33, Tregunter Road, GB - London SW10 9LS

Triton Limited c/o
TrustNet (Cook Islands) Limited
C.I.D.B. Building
P.O. Box 208
Avarua, Rarotonga
Cook Islands

Meine Ziele

Wie Sie wissen, habe ich vor etwa zehn Jahren einen erheblichen Teil meines Vermögens auf die Agemo Corporation (im Folgenden "Agemo") übertragen, deren Sitz sich heute in Tortola, British Virgin Islands, befindet.

Die Aktien von Agemo wurden durch mehrere Trusts gehalten, welche ich zugunsten meiner Söhne und Enkel errichtet hatte (im Folgenden "meine alten Trusts").


Ich habe daher veranlasst, dass alle Aktien der Agemo auf Triton als Trustee übertragen wurden und wir haben vereinbart, dass Triton diese Vermögenswerte als Trustee für den neu errichteten Triton Trust hält.

Ich bleibe jedoch an den in Triton Trust gehaltenen Aktien der Agemo wirtschaftlich berechtigt.

Die vorliegende Treuhand-Vereinbarung unterliegt schweizerischem Recht.

17. 3. 2005
Datum

Mit freundlichen Grüssen



Gunter Sachs

Nichts zu verbergen»: Diese der *Weltwoche* exklusiv vorliegenden Dokumente zeigen, dass Gunter Sachs seine Trusts nicht zur Steuerhinterziehung einrichtete.

anderen Blättern kaum hinterfragt, sondern durch zahllose Artikel befeuert.

Eine erste Auswertung zeigt: Bislang wurde in keinem Fall nachgewiesen, dass die Trusts zum Steuerbetrug errichtet wurden. Hier hat der Berg wohl eine Maus geboren – auch international. Der Offshore-Experte eines führenden internationalen Wirtschaftsmagazins bilanziert: «Die allermeisten der publizierten Daten haben mit legalen Tätigkeiten zu tun, und es gibt einen meilenweiten Unterschied zwischen der Nutzung legaler Möglichkeiten und illegalem Verhalten.» Insbesondere Privatpersonen und Geschäftsleute aus politisch instabilen Gegenden hätten ein legitimes Interesse daran, ihr Eigentum in einem Offshore-Zentrum zu parkieren.

Nebst solch grundsätzlicher Kritik stellen sich handwerkliche journalistische Fragen. Titus Plattner von *Le Matin Dimanche*, der für den Recherchedesk die vertraulichen Daten auswertet, räumt ein: «Wir können nicht abschliessend entscheiden, ob eine juristische Grenze überschritten wurde. Das müssen die Behörden im Einzelfall tun.» Alfons Cortés, ein erfahrener Vermögensverwalter, hält es gar für «ausgeschlossen, dass ein Journalist aufgrund weniger Dokumente die Steuerkonformität eines Trusts beurteilen kann».

Ein genauerer Blick lohnt sich auf den bisherigen Flaggschiff-Fall in den deutschsprachigen

1994 und 2007 gegründeten Trusts bestanden, undurchsichtigen Gefässen, worin Teile des Vermögens «gepackt» worden seien. Als wichtigster Vorwurf an die Adresse von Gunter Sachs, der seit 2008 in der Schweiz steuerpflichtig war, moniert die *Süddeutsche*, dass die fünf Trusts in dessen Steuererklärung nicht auftauchten.

Der zentrale Fehler an der Geschichte ist, dass Sachs diese Trusts gar nicht deklarieren musste. Es handelte sich nämlich um widerrechtliche Trusts, über deren Vermögen er weiter verfügen konnte. In einem solchen Fall kommt laut den Richtlinien der Eidgenössischen Steuerverwaltung über die Besteuerung von

Die blosser Erwähnung ist für die Rechercheure offenbar bereits nahe an einem Skandal.

Trusts die sogenannte «transparente Besteuerung» zur Anwendung: Nicht der Trust selber wird besteuert, sondern die Vermögenswerte, die sich in ihm befinden. Das bestätigen auch Steuerfachleute unisono: Wer die in den Trusts vorhandenen Vermögenswerte deklariert, ist auf der sicheren Seite.

Die Trusts sind in dem Fall also nicht «undurchsichtig», sondern im Gegenteil transparent wie Glas: Die Steuerverwaltung sieht

Noch vor seinem Wohnsitzwechsel in die Schweiz entschied er sich im März 2005, das in den vier bisherigen Trusts noch vorhandene Vermögen abzuziehen und einen neuen zu errichten. Vier von fünf Trusts waren somit im fraglichen Zeitraum leer. Das wusste auch die *Süddeutsche*, trotzdem mutmasste sie über ein «Konstrukt» aus fünf Offshore-Trusts, mit dem ab 2008 Steuern hinterzogen worden seien. Um den zuletzt gegründeten Trust den Schweizer Behörden erklären zu können, wurde die Gründung in deutscher Sprache abgefasst, wie Hafter betont. Als Gerichtsstand wurde demnach auch Zürich festgelegt. Unmissverständlich heisst es in dem Gründungsbrief, Sachs bleibe an dem Vermögen «wirtschaftlich berechtigt». Für Steuerfachleute ist dies ein Signalwort: Wer «wirtschaftlich berechtigt» ist, zahlt Steuern.

Trotz alledem steht Plattner «voll hinter dem Text, weil die Belege eindeutig sind». Es gehe schliesslich um «Steuermillionen». Plattner wurde, drei Tage bevor der Artikel erschien, von Sachs' Willensvollstrecker schriftlich darauf aufmerksam gemacht, dass vier der fünf Trusts keine Vermögenswerte mehr beinhalteten. Warum wurde diese Information zurückgehalten? Der Journalist erklärt, gerade weil Sachs die Trusts in der Steuererklärung nicht aufgeführt habe, sei für ihn und die Steuerbehörde nicht klar, welcher Trust wie viel Vermögen enthalte. «Und dass sie zum Teil blosser Hülsen wa-



Derivate der Leidenschaft
made by Gübelin.

GÜBELIN
JUWELEN • UHREN

Medien. Der Recherchedesk von Tamedia förderte in Zusammenarbeit mit der *Süddeutschen Zeitung* bislang unbekannt Informationen über die finanziellen Angelegenheiten des 2011 verstorbenen Opel-Erben Gunter Sachs zutage.

Auf gemeinsamem Briefpapier wurden die drei Zeitungen am 25. März bei Sachs' Anwälten, Erben und Willensvollstreckern vorgestellt. Die Ergebnisse der Zusammenarbeit publizierten sie am 4. April in einer Titelgeschichte in der *Süddeutschen*, bei welcher auch Tamedia-Redaktor Titus Plattner als Co-Autor zeichnet. Zum Aspekt des Lebemannes und Playboys Sachs komme nun, raunte die *Süddeutsche*, die Seite eines Mannes hinzu, «der für die Verwaltung seines Millionen-Vermögens ein verwickeltes Offshore-Konstrukt errichtete, das für die Finanzbehörden bis zum Schluss undurchschaubar blieb».

Das «Südsee-Konstrukt» habe aus zwei Briefkastenfirmen sowie aus fünf zwischen

direkt auf alle Vermögensanlagen. Laut Peter Hafter, Willensvollstrecker und zuvor langjähriger Anwalt von Gunter Sachs, wurden somit «Einkommen und Vermögen und auch der Nachlass» von Gunter Sachs «ordnungsgemäss deklariert».

Vier von fünf Trusts waren leer

Weitere Indizien sprechen gegen die Version mit der Steuerhinterziehung: Sämtliche Trusts wurden zu einem Zeitpunkt gegründet, als Sachs in London residierte, wo diese Rechtsform gang und gäbe ist. Dort profitierte Sachs von einem speziell für Vermögende geschaffenen Status. Die Trusts dienten der unkomplizierten Verwaltung seines Vermögens und der Regelung seiner erblichen Verhältnisse: Sachs hatte drei Nachkommen von zwei verschiedenen Ehefrauen und ein weitverzweigtes Vermögen von Beteiligungen, Immobilien und sonstigen Anlagen.

ren, durfte Rechtsanwalt Peter Hafter in unserem Artikel in der *Süddeutschen* selbst sagen.» Den Beweis, dass Sachs tatsächlich irgendein Vermögen nicht deklariert hat, bleibt Plattner schuldig. Er hat keine Belege dafür. Und es gilt die Unschuldsvermutung.

Trotzdem publizierte auch die *Sonntagszeitung* den Fall in ihrer Printausgabe – allerdings weniger spektakulär aufgemacht als in der *Süddeutschen*. Oliver Zihlmann, Chef des Recherchedesks, verweist darauf, dass sich das öffentliche Interesse unter anderem aus der Aussage des Berner Steuerbeamten Bruno Knüsel ergebe, wonach in der Steuererklärung die Trusts angegeben werden müssten. «Dieses Statement belegt, dass nicht transparent deklariert wurde.»

Doch was hat Knüsel genau gesagt? Er beklagt, dass die gängige Praxis, nur die Vermögenswerte, nicht aber die Trusts selbst zu deklarieren, die Steuerverwaltung «im Dunkeln

Trust me

Tamedia fährt eine Offensive gegen Offshore-Trusts. Unerwähnt bleibt Verleger Supino, der früher selber Trusts installierte.



Weggezaubert: Tamedia-Verleger Supino.

Sogenannte Offshore-Leaks und Trustvehikel in abgelegenen Weltgegenden sind seit Tagen das beherrschende Thema beim Tamedia-Konzern. *Tages-Anzeiger*, *Sonntagszeitung*, *Le Matin Dimanche*, *20 Minuten*, Newsnet und so fort berichten flächendeckend. Jedes Interview dazu schafft es im Internetverbund in den Rang einer Top-story. So erklärte Wirtschaftsprofessor Peter V. Kunz die «tragende Rolle» von Anwälten und Kanzleien bei diesen Geschäften. Als weiteren Experten holte Newsnet den Whistleblower und Ex-Banker Rudolf Elmer aus der Versenkung.

Der nächste Kenner – und zwar sowohl in Theorie und Praxis – kam hingegen nicht zu Wort: Tamedia-Verleger Pietro Supino. Dieser verfasste 1994 seine Dissertation zum Thema «Rechtsgestaltung mit Trust aus Schweizer Sicht» (Schulthess, 286 Seiten). Und der aufstrebende Anwalt und Angestellte der Kanzlei Bär & Karrer gründete 1998 auf den Cayman Islands einen Trust, bei dem es weit mehr Verdachtsmomente auf illegale Machenschaften gab als bei sämtlichen Fällen mit Schweizer Bezug, die Tamedia in diesen Tagen ventiliert. Supino trat als Gründer eines «Moonstone Trust» genannten Konstrukts auf, dessen Begünstigter der

deutsche Millionär und Leifheit-Besitzer Robert Schuler-Voith gewesen sein soll.

Der Mann, der den Fall ins Rollen brachte, war – Ironie der Geschichte – just jener Rudolf Elmer, den Tamedia jetzt breit zitiert und mit Bildstrecken abfeiert. Elmer reichte im Juli 2008 sogar Anzeige bei der Zürcher Staatsanwaltschaft ein. Die deutschen Steuerfahnder ermittelten gegen Schuler-Voith und beschlagnahmten Unterlagen, wie die *Financial Times Deutschland* im Februar 2010 publik machte.

«Feind der Zivilisation»

Auch verschiedene Tamedia-Blätter berichteten damals, darunter das Flaggschiff *Tages-Anzeiger* («Deutscher Multimillionär hängt im Netz der Steuerfahnder»). Doch sie verschwiegen eine wesentliche Information: Aus Trust-Gründer Supino – mittlerweile zum Tamedia-Verleger aufgestiegen – machte der *Tagi*, obwohl natürlich auch er längst über die Person im Bilde war, einen namenlosen «Anwalt von Bär & Karrer». Die andern Tamedia-Titel taten es ihm gleich. Supino und die zentrale Rolle, die er in diesem Fall spielte, waren wie weggezaubert.

Als die Moonstone-Geschichte im Jahr 2008 ans Licht kam, gab Supino eine «persönliche Stellungnahme» ab, in der er, obgleich er zeichnungsberechtigter Gründer des Trusts war, den Schwarzen Peter weiterschob: Die Verantwortung für die Kunden habe «stets beim Senior Partner Dr. Thomas Bär» gelegen, der zu diesem Zeitpunkt auch Verwaltungsratspräsident der Bank Julius Bär war. Die Errichtung des Trusts sei «ausschliesslich auf direkte Anweisung» seines Vorgesetzten erfolgt, so Supino weiter. «Aufgrund der Position von Dr. Thomas Bär und meiner Aufgabe als sein persönlicher Mitarbeiter hatte ich keinerlei Anlass, an der Rechtmässigkeit dieser Anweisung zu zweifeln.»

Man ist sich im Hause Tamedia offensichtlich nicht einig. «Steueroasen, ihre Kunden und deren Anwälte betreiben kein Gentlemen-Gewerbe. Die Steuervermeidungsindustrie ist der Feind der Zivilisation», schrieb Starjournalist Constantin Seibt im *Tages-Anzeiger*. Ob er damit auch seinen Verleger und Brotgeber gemeint hat? Sicher bleibt: Die Tamedia-Berichterstattung ist seltsam unaufrichtig und willkürlich.

Philipp Gut

über die genaue Form des Trusts» lasse. Dies sei «eine Lücke, die unsere Arbeit erschwert». Das Zitat belegt zwar kein Fehlverhalten von Sachs, dafür aber das Unbehagen des Berner Steuereintreibers mit den geltenden Gesetzen. Der oberste Steuerexperte einer grossen Wirtschaftsprüfungsfirma hat das Zitat «mit Verwunderung» gelesen. Offen bleibt, warum Knüsels Privatmeinung ein öffentliches Interesse an den Privatangelegenheiten der Familie Sachs begründen soll.

Aus dem Umkreis der Familie Sachs wird der «groteske Charakter» der globalen Hetzjagd beklagt: Es würden vertrauliche Daten einzelner Personen ohne klare Beweise ans Tageslicht gezerrt. «Paradiesische Zustände für Erpresser, Entführer und Betrüger», sagt Vermögensverwalter Cortés. Der Schaden für Sachs ist bereits angerichtet: Das Erste Deutsche Fernsehen stellte eilig ein am Montag gesendetes episches Porträt von Gunter Sachs um und reicherte es um den Aspekt eines «windigen Finanzjongleurs» an.

Links eingefärbt

Bleibt die Frage: Wozu das alles? Und: Wem nützt das Ganze? Das ICIJ, das die Veröffentlichungen organisiert hat, verfolgt nach eigenen Angaben keine politische Agenda. Sein Ziel sei die Untersuchung von «grenzüberschreitender Kriminalität, Korruption und der Verantwortung der Mächtigen». Es wurde 1997 vom Center for Public Integrity (CPI) ins Leben gerufen, einer amerikanischen Non-Profit-Organisation, die von verschiedenen Stiftungen finanziert wird. Zu ihren grössten Geldgebern zählen die Knight Foundation und die Ford Foundation. Die beiden Stiftungen gehören zu den wichtigsten Förderern der linksintellektuellen Szene in den USA.

Es passt ins Bild, dass der in jüngerer Zeit mit der Linken kokettierende Milliardär George Soros das CPI mitfinanziert und die den Demokraten nahestehenden Zeitungen *Washington Post* und *New York Times* die Offshore-Kampagne in den USA anführen. Mitglied im ICIJ sind weltweit 161 Journalisten, darunter die beiden Schweizer Frank Garbely (freier Journalist) und Serena Tinari (Tessiner Radio und Fernsehen), die aber merkwürdigerweise mit den Recherchen nichts zu tun haben. Nach Auskunft von Recherchedesk-Chef Oliver Zihlmann wurde das Offshore-Projekt über den Wirtschaftschef von *Le Matin Dimanche*, François Pilet, an den Recherchedesk herangetragen.

Als eine von ganz wenigen Zeitungen weltweit berichtete die *Sonntagszeitung*, die Festplatte sei in Australien anonym auf die Post gebracht worden. Die investigativen Ressourcen des Recherchedesks wären besser in die Ausleuchtung der Hintergründe dieses Datendiebstahls investiert gewesen als in die Anprangerung wohlhabender Privatleute. ○

Geburtszulagen für 15-Jährige

Von Philipp Gut — Noch nie nahm die SRG so viele Gebühren ein – trotzdem vermeldet sie ein Rekorddefizit. Die Mitarbeiter von Radio und Fernsehen profitieren von Luxusbedingungen.

Die Zwangsgebühren der SRG sind, wie die Schweizerische Radio- und Fernsehgesellschaft am Montag mitteilte, im letzten Jahr gestiegen – auf über 1,188 Milliarden Franken. Das sind fast dreizehn Millionen Franken mehr als 2011. Trotzdem schliesst die SRG mit einem Minus von 117 435 000 Franken ab. Für Roger de Weck ist das aber offenbar kein Problem. «Wir sind – anders als am Paradeplatz – nicht in erster Linie monetär getrieben», sagte der SRG-Generaldirektor der *Sonntagszeitung*. Die nonchalante Aussage dürfte manchem Gebührenzahler sauer aufstossen. De Weck, der das Loch in erster Linie mit Rückstellungen für die Pensionskasse begründet, erweckt den Anschein, als seien ihm die Finanzen egal. Schliesslich kommt das Geld ja von selbst. Bezahlen müssen die andern. Und dies im Wortsinn.

Denn die SRG-Mitarbeiter sind von der Gebührenpflicht befreit. Das ist sogar im neuen Gesamtarbeitsvertrag (GAV) festgehalten, der seit dem 1. Januar 2013 in Kraft ist. Die Ausnahme vom Gebühren-Zehnten, den sonst jeder Haushalt und jeder Betrieb zu leisten hat – unabhängig davon, ob man das SRG-Angebot nützt oder nicht –, ist nur eines von unzähligen Privilegien, das den SRG-Mitarbeitern zusteht. Diese profitieren, über ein gutes Salär hinaus, von einer Reihe von Vergünstigungen, Zulagen, Sonderregelungen. Solche Zusatzleistungen seien «de facto ein Lohnbestandteil», sagt ein hochrangiger SRG-Kader. «Die SRG ist ein goldener Käfig», so der Insider. Wer einmal dort arbeite, bleibe meist für immer, auch wenn die Motivation nicht mehr stimme.

Sparen mit dem Langzeitkonto

Die luxuriösen Arbeitsbedingungen sind, zumindest teilweise, im 55-seitigen GAV aufgelistet, den die SRG mit dem auf höchste Ansprüche spezialisierten Schweizer Syndikat Medienschaffender (SSM) – so etwas wie der SRG-Hausgewerkschaft – ausgehandelt hat. Zum Grund-GAV kommen mehrere, je wiederum seitenlange Detailreglements, wie etwa zum sogenannten Langzeitkonto (LAZ). Mehrstunden können auf das LAZ gutgeschrieben und «wahlweise zum Bezug von Urlauben (Sabbaticals), eines Vorruhestandsurlaubs vor der Pensionierung, zu (befristeten oder unbefristeten) Arbeitszeitreduktionen sowie zum Einkauf bei der PKS [Pensionskasse SRG SSR, die Red.] verwendet werden». Alt-

gediente SRG-Journalisten wie der kürzlich pensionierte «Tagesschau»-Mann Stefan Tabacznik können so beispielsweise vorzeitig in Pension gehen – bei vollen Leistungen. SRG-Journalisten berichten von anderen langjährigen Kollegen, die sich dank LAZ und konsequenter Abend- oder Nachtarbeit (nochmals 25 Prozent Zuschlag) ein Ferienhäuschen im Tessin erstehen konnten.

Das grosszügige Ansparen von «Zeitgut haben» fällt in einer Branche und in einem Umfeld umso mehr auf, wo man Mehrstunden normalerweise gar nicht aufschreiben und abrechnen lassen kann. Dank der peinlich genauen Zeiterfassung (SRG-intern spricht man von «Minüteln») und der anrechenbaren Mehrarbeit fallen die effektiven Löhne vieler SRG-Mitarbeiter nochmals substantiell höher aus als in den ohnehin sehr anständigen Arbeitsverträgen festgeschrieben.

Doch das ist längst nicht alles. Jedes Detail ist generös geregelt, von der «täglichen Ruhezeit» («mindestens 11 aufeinanderfolgende Stunden») über «Ruhetage» und «zusätzliche Ruhetage» bis zu feudal ausgestatteten Zulagen und Abgangsentschädigungen (maximal zwölf Monatslöhne). Anspruch auf «zusätzliche Ruhetage» hat etwa, wer «in ein Gebiet mit Zeitverschiebung von mehr als 4 Stunden» reist. Kommentiert Sportreporter Michael

Stäuble beispielsweise den Formel-1-Grand-Prix von Kanada, darf er nach der Rückkehr eine ganztägige bezahlte Extrapause einlegen, um den Jetlag auszuschlafen.

Nicht nur Ruhetage werden in der SRG grossgeschrieben, sondern auch die Feiertage. Jeder Mitarbeiter darf jährlich acht Feiertage beziehen, egal, ob diese in die Arbeitszeit fallen oder nicht («Dieser Anspruch besteht auch, wenn ein Feiertag in die Ferien oder in die Zeit eines Wiederholungs- oder Zivilschutzkurses fällt»).

Bezahlter «Gewerkschaftsurlaub»

Über die gutdotierte Familienzulage hinaus entrichtet die SRG eine Betreuungszulage (1300 Franken), eine Geburtszulage (1200 Franken), die originellerweise «auch bei der Adoption eines bis zu 15-jährigen Kindes ausgerichtet» wird, Treueprämien (ein halber Monatslohn nach zehn, ein ganzer Monatslohn nach zwanzig Dienstjahren, dann alle fünf Jahre erneut ein Monatslohn) und so weiter.

Ähnlich attraktiv sind die Urlaube geregelt. Die garantierten Ferienansprüche reichen bis zu 37 Tagen. Wer heiratet, darf drei Tage bezahlten Urlaub beziehen, frischgebackene Väter deren zehn. Und wer ein Kind adoptiert, erhält nicht nur 1200 Franken, sondern hat auch Anspruch auf zwanzig Tage bezahlte Ferien. Nicht zu vergessen die «Gewerkschaftsurlaube»: «Den Vertreterinnen und Vertretern der SSM werden für die Ausübung ihrer gewerkschaftlichen Tätigkeit bezahlte Urlaube gewährt.» Die Gebührenzahler zahlen letztlich also auch dafür, dass die Gewerkschafter immer neue und teure Privilegien ausdenken und aushandeln dürfen. ○



«Anders als am Paradeplatz»: SRG-Chef de Weck.

GAU im Haus

Von Henryk M. Broder —
Schwarz-grüne Koalition,
neue Spiegel-Chefredaktion.



Ich will den Teufel nicht an die Wand malen, aber vieles spricht dafür, dass 2013 ein schwieriges Jahr werden könnte. Die Euro-Krise ist nicht vorbei, sie hat noch nicht mal ihren

Höhepunkt erreicht. Zypern war nur ein Zwischenspiel. Die Arbeitslosigkeit in der EU liegt bei zwölf Prozent, Tendenz steigend. Die Amerikaner verlieren ihr Interesse an der Alten Welt und wenden sich dem asiatischen Raum zu. Und als ob das noch nicht genug wäre, stehen Deutschland zwei GAU ins Haus. Ein grosser und ein sehr grosser.

Der Ausgang der nächsten Wahlen ist trotz der enormen Popularität der Kanzlerin völlig offen. Und angesichts der immer schlechteren Werte des SPD-Spitzenkandidaten dürfte es für eine rot-grüne bzw. grün-rote Koalition nicht reichen. Zudem ist es kein Geheimnis, dass die Kanzlerin nicht noch einmal mit der FDP koalieren möchte, sollte die über die Fünf-Prozent-Schwelle kommen. Derzeit liegt sie in den Umfragen weit drunter. Das heisst: Es läuft alles auf eine schwarz-grüne Koalition zu. Programmatisch liegen die CDU und die Grünen nahe beieinander, vor allem seit die Kanzlerin sich das Programm der Grünen zu eigen gemacht hat. In der Praxis würde das bedeuten: noch mehr Öko-Furor und noch mehr Tugend-Terror, noch mehr Staat und noch weniger Eigenverantwortung der Bürger.

Die ganz grosse Katastrophe bahnt sich aber nicht in Berlin, sondern in Hamburg an. Die beiden Chefredaktoren des *Spiegels*, der eine zuständig für das Magazin, der andere für den Online-Auftritt, müssen gehen, weil sie sich gegenseitig blockierten. Sie haben ihre Büros noch nicht geräumt, und schon tobt der Kampf um die Nachfolge. Die besten Chancen soll derzeit der Sohn des *Spiegel*-Gründers Rudolf Augstein, Jakob Augstein, haben, der seinerseits ein kleines, sehr linkes und sehr alternatives Wochenblatt namens *Der Freitag* herausgibt. Ausserdem schreibt er jeden Montag eine Kolumne auf *Spiegel* online. Wer seine Texte kennt, der weiss, welche Metamorphose dem *Spiegel* bevorsteht. Vom «Sturmgeschütz der Demokratie» zum Kleinkaliber der Salonlinken, die nach neuen Wegen zum Sozialismus suchen. Dagegen wäre eine schwarz-grüne Koalition wirklich das kleinere Übel.

Staatlich verordnete Preissenkung

Von Silvio Borner — Der Ständerat will die Wettbewerbskommission (Weko) zum internationalen Preisüberwacher machen. Die Schweizer Preise müssten auf OECD-Niveau nivelliert werden.

Die letzte Session hat einen neuen Rekord an ökonomischem Unsinn aufgestellt. Den Vogel abgeschossen hat der Ständerat mit der Kartellgesetzrevision. Er hat die Türe zu einer ordnungspolitischen Verwilderung sperrangelweit aufgestossen.

Beim Kartellgesetz geht es um einen Missbrauch der Wettbewerbspolitik für eine populistische Attacke gegen ausländische Lieferanten unserer angeblichen Preisinsel. Dabei wäre es die Aufgabe der Wettbewerbspolitik, volkswirtschaftlich schädliches Verhalten von marktmächtigen Unternehmen oder Kartellen zu verhindern.

Im Verlauf der letzten Jahrzehnte hat sich ein klarer Trend zu immer engeren Definitionen von marktmächtigen Unternehmen abgezeichnet. Ein Grund dafür liegt in der technologischen Dynamik: IBM, Microsoft, selbst Nokia hatten kurzzeitig scheinbar dominante Marktstellungen inne, die sie dann aber fast schneller eingebüsst als errungen haben. Kartelle werden in der kleinen und offenen Volkswirtschaft Schweiz eher durch die internationalen Marktkräfte in Frage gestellt als durch die langwierigen Verfahren der Weko.

Dauerhafte Monopol- oder Kartellprobleme haben wir vor allem dort, wo gesetzliche Schranken, die Durchlöcherung des Cassis-de-Dijon-Prinzips und vor allem die Folgen der Agrarpolitik den Schweizer Markt abschotten und den internen Wettbewerb behindern. Statt diese Ursachen zu beseitigen, marschieren wir in die umgekehrte Richtung: von Symptomtherapien.

Angriff von bürgerlicher Seite

Neuland hat nun der Ständerat betreten, indem er die «Preisinsel Schweiz» durch individuelle Preis- und Lieferzwänge bekämpfen will. Wie schon die Minder-Initiative wurde auch dieser Angriff von bürgerlicher Seite lanciert. Die zentrale Neuerung lautet wie folgt:

«Unternehmen verhalten sich unzulässig (und sind somit mit Bussen oder anderen Sanktionen zu bestrafen), wenn sie Nachfrager aus der Schweiz mit Waren oder Leistungen in einem Staat der OECD zu den dort geltenden Preisen und Geschäftsbedingungen nicht bedienen, soweit a) diese Waren oder Leistungen (in vergleichbarer Ausprägung) auch in der Schweiz angeboten werden; und

b) diese Unternehmen dort einen Verkaufspreis öffentlich bekanntgeben oder die Nachfrager aufgrund der Erwartungen ihrer Kunden oder eines früheren Kaufentscheids auf diese Waren oder Leistungen angewiesen sind und diese erwähnten Waren oder Leistungen nicht zu vergleichbaren Preisen oder Geschäftsbedingungen in der Schweiz erwerben können.»

Produkte sind nicht alle gleich

Den Angeschuldigten wird ermöglicht, sich zu rechtfertigen, «wenn andere Preise oder Geschäftsbedingungen in anderen Ländern notwendig sind, um diese als neue Exportmärkte zu erschliessen». Dieser völlig offene Passus entkräftigt nicht die Kritik, dass die obige Regelung fast alle Hersteller von Schweizer Markenartikeln in grösste Nöte treiben würde, weil diese natürlich im In- und Ausland unterschiedliche Preise verlangen (müssen).

Die Weko soll auf diese Weise zur Zwillingsschwester der unseligen Preisüberwachung werden, indem sie den Preis von Markenartikeln auf das billigste Niveau in der OECD hinunterreguliert. Auch dann, wenn weder Marktmacht noch Abreden bestehen, sondern wenn einfach nur internationale Preisdifferenzierung angewandt wird. Darüber hinaus



stellen sich folgende praktische Fragen:

1—Wie soll die Schweizer Weko in allen OECD-Ländern die Lieferpreise und Geschäftsbedingungen in Erfahrung bringen? Im Inland kann die Weko ein Verfahren eröffnen und die beteiligten Firmen zu Auskünften zwingen. Aber im Ausland?

2—Was versteht der Ständerat unter «vergleichbarer Ausprägung»? Meistens unterscheiden sich ja nicht nur die Preise, sondern auch die Produkte. Gerade Schweizer Konsumenten stellen hohe Ansprüche an Qualität und Ausstattung und sind häufig bereit, dafür einen Mehrpreis zu entrichten. Zudem sind Versandhandel oder Direkteinkäufe im grenznahen Ausland weit wirksamere Gegenwehren bei offensichtlichen Preisexzessen.

3—Wann ist ein Schweizer Detaillist auf eine Ware oder Leistung «angewiesen»? Es ist doch gerade der Riesenvorteil der freien Marktwirtschaft, dass es nicht, wie in einer Planwirtschaft, nur eine einzige Salbe oder Zahnpasta zu kaufen gibt.

Ungewohnte Verrenkungen

Von Hansrudolf Kamer — Der Mangel an Ideen und Veränderungswillen prägt Europas Linke. Frankreichs Präsident Hollande entwickelt sich zum Mühlstein des Aufbruchs.



Wenn schon *Le Monde* einen Artikel über Präsident François Hollande mit «putain quatre ans» betitelt, muss die Enttäuschung tief gehen. Es hat kein Jahr gedauert, bis die französische Regie-

partei an einem Punkt angelangt ist, an dem nur noch eine totale Kehrtwendung Erfolg verspricht.

Nachdem die Finanzkrise der Linken nicht nur in Frankreich eine Steilvorlage gegeben und die Kritik am Kasinokapitalismus Anklang gefunden hatte, sollte Sarkozys Niederlage das Signal für einen linken Aufschwung in Europa geben. Labour käme in Britannien wieder an die Macht, Deutschland könnte nach links wechseln – Italien und Spanien sowieso.

In Italien misslang der Wechsel allerdings im ersten Anlauf. In Spanien lecken die Sozialisten noch ihre Wunden der letzten Wahlschlappe, obwohl die Konservativen bereits in Schwierigkeiten stecken.

Skandale erschüttern Linke wie Rechte. Die Regierungen Cameron und Rajoy sind in solche verwickelt. Hollande, der nach den Sarkozy-Jahren den aufrechten Bürger spielen wollte, ist mit der Affäre Cahuzac und den Folgeerscheinungen nach der politischen auch die moralische Kompetenz abhandengekommen. Gemäss einer Befragung halten mehr als drei Viertel der Franzosen ihre Politiker mittlerweile für korrupt.

Die Chefin des Front national, Marine Le Pen, die gegen das morsche System wettet, freut sich, dass ihre Strategie aufzugehen scheint. Links von Hollande schürt Jean-Luc Mélenchon Unmut und organisiert den Strassenprotest.

Das allgemeine Misstrauen gegenüber «den Eliten» hat sich verstärkt. Die Linke hätte an sich ein leichtes Spiel, denn die Wucherungen der Finanzkrise und das dümmlich-naive Verhalten vieler Grossverdiener spielen ihr in die Hände. Doch mangelt es an politischen Ideen und Durchsetzungskraft.

In Deutschland zeichnet sich eine Konstellation ab, die für Reformen kaum günstig ist. Der Kanzlerkandidat der SPD, Peer Steinbrück, besuchte Hollande am Wochenende erneut im Elysée. Doch für gemeinsame Erläute-

rungen vor der Öffentlichkeit fanden sie keine Zeit. Etwas Distanz zu Frankreich wird in der SPD inzwischen als notwendig erachtet.

Steinbrücks Wahlkampf kommt nicht auf Touren. Der schlechte Start klingt nach, und Steinbrücks Partei zwingt ihn nach links, zu für ihn ungewohnten Verrenkungen. Einst war er gerade deshalb zum Kandidaten erkoren worden, weil man ihm zutraute, Wähler in der Mitte abzuholen.

Insel vergänglichlichen Glücks

Wären die Bundestagswahlen Persönlichkeits- und nicht Parteiwahlen, hätte er keine Chance. Allzu weit liegt er hinter Angela Merkel zurück. Merkel ist superpragmatisch – sie hat als Einzige im Kanzleramt den Wechsel eines Koalitionspartners überstanden – und offenbar immun gegen Skandale.

Sie verkörpert die besorgte Landesmutter. Sie hat keine Kredite bei reichen Freunden aufgenommen, besitzt kein Konto in einer Steueroase, hat ihre Doktorarbeit nicht abgeschlossen und keine überrissenen Vortragshonorare eingestrichen. Machiavellismus à la Merkel wird durch grundsolides Verhalten ermöglicht.

Und was Europa betrifft, so scheint eine Mehrheit der Deutschen ihr bis jetzt zu folgen. Das heisst, man nimmt ihr die Behauptung vorläufig ab, dass es keine Wundermittel für eine schnelle

und schmerzfreie Krisenbewältigung gibt. Kein Wunder, dass die SPD kaum Ansatzpunkte für eine wirkungsvolle Opposition findet.

Dennoch hat Merkel weder die Wahl gewonnen noch eine Vorstellung davon vermittelt, was sie bei einem Sieg denn tun würde. Eine politische Grundlage für Reformen wird dieser Wahlkampf nicht legen.

Deutschland war einmal der kranke Mann Europas, bevor die – nicht besonders tiefgreifenden – Reformen der rot-grünen Koalition unter Schröder die Basis des späteren Aufschwungs für die globalisierte Wirtschaft legten. Gerade von diesen Reformen wollen viele in der SPD heute nichts mehr wissen. Selbst Hollandes Beispiel schreckt nicht genügend ab.

In seinem letzten Fernsehinterview deutete Hollande seinen Reformunwillen an. Es sei ihm klar, dass wirkungsvolle Veränderungen grossen Widerstand hervorriefen. Sarkozy hatte die Notwendigkeit eines «Bruchs» mit alten Traditionen im Wahlkampf 2007 gepredigt, hatte dann aber zurückgesteckt und sich zum Bewahrer des französischen Sozialmodells gewandelt. Von Hollande wäre jetzt eine Mitterrand-Tour-de-Force gefordert, die 1983 abrupt und ohne Rücksichtnahme auf Proteste die sozialistische Wirtschaftspolitik auf den Abfallhaufen der Geschichte warf.

Das wird nicht geschehen. Der Mut zu Veränderungen, den Mitterrand schliesslich aufbrachte, und die Kraft der Überzeugung einer Margaret Thatcher sind zurzeit in Europa nirgends zu entdecken. Das liegt wohl nicht nur daran, dass die Franzosen sich selber in Illusionen und im Glauben wiegen, sie lebten auf einer Insel vergänglichlichen Glücks (Pascal Lamy). Es gibt auch niemanden, der sie vom Gegenteil überzeugen könnte.



Die Enttäuschung muss tief gehen: Frankreichs Präsident Hollande, deutsche Kanzlerin Merkel.

Aufbruch in die falsche Richtung

Von Christoph Mörgeli

Es gehört zu den Unwägbarkeiten des Zeitgeistes, dass unsere Linken immer dann obenauf schwimmen, wenn ihre Prinzipien zerbersten. Als der reale Sozialismus 1989 total kollabierte und eine humanitäre Katastrophe mit Millionen Toten, Wirtschafts-Totenstille und Umweltvergiftung hinterliess, gingen sie nicht kritisch in sich. Statt ihre Verstrickungen mit den roten Diktaturen aufzuarbeiten, zauberten die ideologischen Versager eine «Fichenaffäre» aus dem Ärmel. Und trieben die verängstigten Bürgerlichen so vor sich her, dass die neunziger Jahre zum linken Jahrzehnt wurden – mit einer Explosion von Schulden, Sozialausgaben und Staatsquote.

Während jetzt die EU-Fehlkonstruktion samt Euro zusammenbricht, zwingen die Linken die Schweiz auf den griechisch-zyprischen Weg. Die EU-Turbos zeigen der verunsicherten Mitte, wo Bartli den Most holt. Statt sich von seiner militant staatshörigen Frauengruppe zu trennen, schwatzt FDP-Präsident Philipp Müller über Gesamtarbeitsverträge mit «Mindeststandards» für alle Branchen. Der oberste Freisinnige fordert Staatswirtschaft und Gewerkschaftsdiktatur. Er träumt von «gleichem Lohn für gleiche Arbeit». Ein unsinniges Schlagwort aus der irrationalen Beamtenwelt. Ein echter Liberaler kennt nur eines: gleichen Lohn für gleiche Leistung.

Ausserdem verlangt Müller Zugang zum «Binnenmarkt». Ein echter Liberaler kennt nur eines: Zugang zum Markt. Wenn wir in den EU-Binnenmarkt wollen, müssen wir auch die EU-Regeln übernehmen. FDP-Müller schwadroniert von «Gerechtigkeit» und «freiwilliger Lohnfairness». Ein echter Liberaler kennt nur eines: Marktwirtschaft statt Staatswirtschaft. Freiheit statt wirtschaftlicher «Gerechtigkeit», die zwingend in der Diktatur enden muss.

Die krisengeschüttelte Economiesuisse braucht jetzt glaubwürdige Unternehmer an der Spitze – gegen die anmassenden Linken und für die orientierungslose Mitte. Stattdessen setzt der Wirtschaftsdachverband wieder auf den FDP-Staatsfilz. Die Ex-Regierungsrätin Karin Keller-Sutter soll in den Vorstand. Im Arbeitgeberverband sitzt sie schon, obwohl die Berufspolitikerin gar niemandem Arbeit gibt. Dafür hat sie das Gespür, wie man Hunderttausende abzockt. Beim Detailhandelsverband, bei Baloise, NZZ und mehreren Pensionskassen. Vreni Spoerry weiss, wie das endet. Wir auch.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

Passagiere flüchten auf die Strasse

Von Peter Bodenmann — Die SBB im Dauerschlaf: Der nationale Schleichverkehr wird immer teurer.



Richtig wäre das Gegenteil: SBB-Verwaltungsrat Ulrich Gygi.

Ab 2015 sausen in Italien die Züge in zwei Stunden und fünfzehn Minuten von Mailand nach Rom. Sie legen in dieser Zeit rund 600 Kilometer zurück.

Züge in der Schweiz schleichen in der gleichen Zeit nur gerade von Zürich ins nahe Lausanne. Wer dreimal langsamer unterwegs ist, braucht für gleich viel Personenkilometer dreimal mehr Rollmaterial, Lokführer und Begleitpersonal.

Der Freisinn möchte den Stundentakt der SBB liquidieren und auf den Hauptachsen mehr Züge schneller hintereinander rollen lassen. Für einmal ein richtiger Ansatz, der allerdings nur funktioniert, wenn wir auf dem Schweizer Schienennetz die Geschwindigkeiten aller Züge weitgehend harmonisieren: weil der Personen- und der Güterverkehr über das gleiche Netz rollen.

Vorbild Easy Jet

Das geht nur mit neuem, mindestens 140 Stundenkilometer schnellem Rollmaterial für den Güterverkehr. Auch für den Verlad von Auflegern und Lastwagen. Die Nationalstrasse über den Simplon ist bestens ausgebaut. Jedes Jahr steckt der Bund rund fünfzig Millionen Franken in den Unterhalt. Trotzdem benutzen immer mehr Autos den Autoverlad zwischen Iselle und Brig. Obwohl dieser mit Vorkriegs-Rollmaterial betrieben wird.

Jetzt will die Lötschbergbahn BLS den SBB den Autoverladauftrag am Simplon wegschnappen und die Zahl der verladenen Autos mit besserem Fahrplan und zeitgemäßem Rollmaterial von 200 000 auf 400 000 steigern. Die Verlagerung funktioniert.

Die Schweiz kann den Güterverkehr europäisch nicht auf die Schiene zwingen. Aber sie kann Aufleger und Lastwagen auf der Schiene schnell und lärmarm durch die Schweiz gleiten lassen. Mit dem Verlad von Auflegern und Lastwagen könnten die SBB – wegen der Schwerverkehrsabgabe – Geld wie Heu verdienen, wenn sie nur endlich aus ihrem Dauerschlaf erwachen würden.

Die SBB lösen ihre Probleme anders. Sie erhöhen ständig die Preise im Personenverkehr. Und vertreiben so, trotz Einwanderung und Wirtschaftswachstum, ihre Kunden auf die Strasse – und dies bei einer Auslastung der Sitzplätze, die heute nur dreissig Prozent beträgt. Zudem wollen sie neue Kompositionen für den unproduktiven Schleichverkehr kaufen.

Richtig wäre das Gegenteil: Die gleiche Zugkomposition müsste pro Jahr um fünfzig Prozent mehr Kilometer zurücklegen. Und die Sitzplätze müssten – wie bei Easy Jet – je nach Auslastung unterschiedlich teuer sein.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Freibier im freien Fall

Von Kurt W. Zimmermann — Wieder eine Massenbewegung in den Massenmedien. Diesmal geht es ums richtige Online-Modell.

Beim *Spiegel* in Hamburg streiten sie wieder mal. Das ist nichts Neues. Besonders reizvoll ist diesmal nur, dass sich die beiden Chefredaktoren des Blatts bekämpfen.

Grund für den Streit ist die Online-Strategie. Der eine Chef, Georg Mascolo, ist für die Druckausgabe zuständig. Er will, dass künftig auch für *Spiegel* online bezahlt werden muss. Der andere Chef, Mathias Müller von Blumencron, ist für die digitale Ausgabe zuständig. Er will, dass *Spiegel* online gratis bleibt.

Der Konflikt ist darum interessant, weil er die Frontlinie der ganzen Medienbranche widerspiegelt. Es gibt die Freibier-Fraktion, die Internetinhalte für Nutzer unentgeltlich anbietet und sich nur über Werbung refinanzieren will. Es gibt den Bezahl-Block, der Internetinhalte gegen Geld liefert und dafür weniger Kunden und weniger Werbung in Kauf nimmt.

Beim *Spiegel* lösen sie den Konflikt zeitlich so, dass sie sich einfach von beiden Chefredaktoren trennten. Das hat den Vorteil, dass zumindest einer der beiden Entlassenen unrecht hat. Man weiss nur nicht, welcher.

Wenn man die neusten Marktbewegungen betrachtet, dann wäre beim *Spiegel* der Online-Chefredaktor der falsche Mann. In der Medienindustrie hat sich in den letzten drei Wochen so etwas wie ein Dammbuch ereignet.

Eine ganze Reihe von führenden Blättern hat soeben angekündigt, nun eine Bezahl-schranke, eine Paywall, für ihre Online-Inhalte zu errichten. Das Ende der bisherigen Gratiskultur verkündeten fast gleichzeitig etwa die *Washington Post*, der *Daily Telegraph*, die *Sun* und die *Los Angeles Times*.

Allesamt setzen sie auf das sogenannte *metered model*, das von der *Financial Times* erfunden wurde und sich international durchgesetzt hat. Die ersten paar digitalen Abrufe – zum Beispiel zwanzig Artikel pro Monat – sind gratis. Dann aber muss bezahlt oder abonniert werden.

Auch in der Schweiz brach zugleich die letzte Bastion der Freibier-Fraktion zusammen. Der *Tages-Anzeiger*, die grösste Abo-Zeitung des Landes, will noch in diesem Jahr auf bezahlte Online-Inhalte umschwenken. Lange war das Blatt das berühmte Widerstandsnest der Gratis-Aktivistinnen. Nun folgt es der *NZZ*, die den Schritt zum Cash-Modell schon im vergangenen Jahr vollzog.

Der Grund für die aktuelle Massenbewegung zum *paid content* liegt nicht darin, dass die Medienbranche schon immer zu Massen-



Wie ein Dammbuch: Mascolo (l.), Müller.

hysterien neigte. Der Grund liegt primär in New York.

Als die *New York Times* zuletzt ihren Jahresabschluss bekanntgab, war es ein Zeichen der Zuversicht. Der Gewinn lag bei 133 Millionen Dollar, während man 2011 noch arge Verluste geschrieben hatte. Ein entscheidender Faktor war dabei der Erfolg im digitalen Markt. Die *New York Times* hat inzwischen schon 650 000 Abonnenten ihrer Online-Ausgabe. Mit Druckerschwärze gehen daneben noch eine Million Exemplare von der Rolle. Die Branche sah, dass es also geht im Netz, wenn man es richtig macht.

Noch mehr Discount

Nun sind die Leser aber nicht blöd. Sie wissen genau, dass eine Zeitung, die durch die Luft zu ihnen kommt, viel billiger sein muss als ein Blatt, das physisch gedruckt und in ihren Briefkasten verteilt wird. Sie wollen also Rabatt, und zwar nicht zu knapp.

Bei manchen Zeitungen bekommen Leser inzwischen fünfzig Prozent Rabatt, wenn sie nur die digitale Ausgabe beziehen. Andere Zeitungen bieten noch mehr Discount, damit die Nutzer ihre Paywall überwinden.

Ein bisschen Ironie zum Schluss: Wir können also davon ausgehen, dass die Leser irgendwann hundert Prozent Rabatt für ihre elektronische Zeitung wollen. Dann sind wir ungefähr so weit wie zuvor.

Feminismus 2013

Von Beatrice Schlag — Barack Obama muss sich für ein Kompliment entschuldigen.

Sie haben es vielleicht schon gelesen: Nachdem er ihre beruflichen Qualitäten gepriesen hatte, sagte der amerikanische Präsident Barack Obama über die kalifornische Generalstaatsanwältin



Kamala Harris, sie sei «ausserdem die bei weitem bestaussehende Staatsanwältin». Harris gilt als aussichtsreiche Kandidatin für den Obersten Gerichtshof, seit die achtzigjährige Richterin Ruth Bader Ginsburg bekanntgab, dass sie ihr Amt zur Verfügung stellen werde. Harris und Obama sind seit Jahren befreundet. Sie hatte mit dem Kompliment kein Problem. Er musste sich nach vehementen Protesten dennoch entschuldigen. «Er ist sich der Herausforderungen, die sich Frauen in der Arbeitswelt stellen, völlig bewusst und bedauert seinen Kommentar», sagte sein Pressesprecher James Carney.

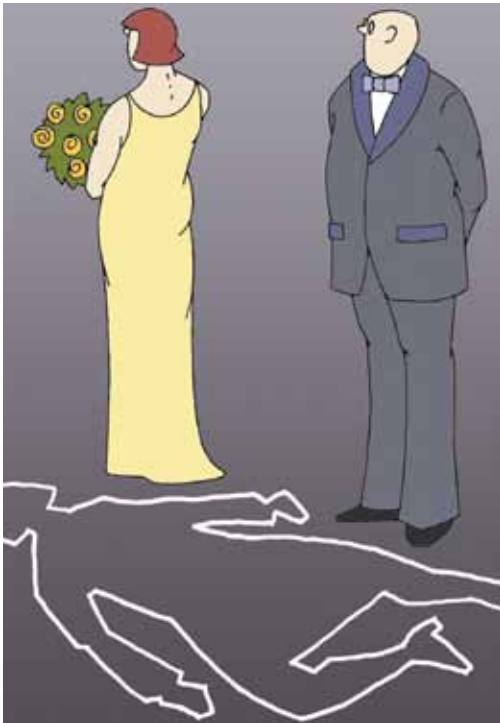
Charmant, nicht diskriminierend

Sind alle verrückt geworden? Ist das der Feminismus 2013? Ein harmlos freundliches Kompliment, und der angeblich mächtigste Mann der Welt bedauert öffentlich seinen Fehler, eine gutaussehende Frau gutaussehend genannt zu haben? Eine solche Aussage ist nicht diskriminierend, sondern charmant. Vor vierzig Jahren wehrten Feministinnen ab, wenn ein Mann ihnen in den Mantel helfen wollte. Der Preis dafür, sagten sie, sei zu hoch. Das war damals nicht falsch und nicht verbiestert. Der Preis für die Garderobe-Hilfe war hoch: Galante Männer bekam, wer kein Problem damit hatte, ein *chick* oder eine sogenannte *trophy wife* zu sein.

Das ist vierzig Jahre her, wir sind längst woanders, Frauen und Männer. Deswegen war die Harris-Obama-Nummer deprimierend. Es ist nicht einfach ein Versehen, wenn der Präsident sich für ein nicht anzügliches Kompliment an eine Frau entschuldigen muss. Es ist der Sieg eines Feminismus, der ziemlich traurig ist: Komplimente dürfen nicht sein, entspannte Scherze schon gar nicht. Welche Frauen empfinden eine Humor- und Kompliment-zensierte Umgangsart mit Männern als Errungenschaft? Man möchte sie nicht kennenlernen.

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man zu seiner Hochzeit die Ex-Freundinnen (ohne neuen Anhang) einzeln einladen?

Erich Gassmann

Aber sicher doch. Auf jeden Fall. Exakt so stellt sich eine Braut den schönsten Tag in ihrem Leben vor: ich, mein Mann – und seine Ex-Freundinnen (ohne neuen Anhang), einzeln eingeladen. Und wissen Sie, wen Sie auch noch einladen sollten? Die Stripperinnen vom Junggesellenabend! Okay, Pardon, vielleicht hegen Sie keinerlei böse Absichten, vielleicht sind Sie ein durch und durch ehrlicher Kerl, der einfach ein freundschaftliches Verhältnis zu seinen Ex-Freundinnen pflegt, man hat sich ja schliesslich mal was bedeutet, bla, bla, bla. Denn sehen wir den Tatsachen ins Auge: Die einzige Person, die Ihnen sagen kann, ob Sie Ihre Ex-Freundinnen zur Hochzeit einladen dürfen, ist, genau, Ihr Schatz, Ihre Braut, Ihre Zukünftige, Ihre Frau. Tja, gewöhnen Sie sich daran, so läuft das fortan. Hey, herzlichen Glückwunsch!

Dominique Feusi

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Leserbriefe

«Es half zum Glück nichts – wir wurden beide wiedergewählt.»

Rolf Walser



Frauen in der Politik, hier die Nationalratspräsidentin Pascale Bruderer, 2009.

Von der Liste streichen

Nr. 14 – «Weiblicher Linksdrall»; Philipp Gut über Frauen in der Politik

Dass Frauen der Mitteparteien nicht nur links abstimmen und den Staatsapparat fördern, sondern auch illloyal gegenüber ihrer Mutterpartei und ihren männlichen Parteikollegen sein können, durfte ich bei den Erneuerungswahlen für den Grossen Rat des Kantons Aargau am eigenen Leib erfahren. In meinem Bezirk Baden rief eine Parteikollegin im Rahmen einer FDP-Frauen-Wahlveranstaltung dazu auf, mich und meinen ebenfalls gut positionierten Parteikollegen auf der FDP-Liste zu streichen. Es half zum Glück nichts – wir wurden beide wiedergewählt. Dennoch trat ich nach dem vor allem durch Frauen verursachten Linksrutsch der Partei nach drei weiteren Amtsjahren als Grossrat zurück und vollzog einen Parteiwechsel. Es ist jammerschade um die einst staatstragende FDP.

Rolf Walser, Agra

Grosser Unterschied

Nr. 14 – «Titel und Kittel»; Peter Keller über den Titel-Wildwuchs in der Schweiz

Ausbildungen und Ausbildungszertifikate kritisch zu hinterfragen, macht sicher Sinn. Dabei ist jedoch Vorsicht geboten. Leider versäumte der Autor dieses Berichts eine wissenschaftlich angemessene Recherche. Die Be-

rufsbezeichnung Facility-Manager mit Hauswart zu übersetzen, ist schlichtweg falsch. Viele dieser Abgänger der Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften (ZHAW) sind nicht als Hauswart tätig. In der Ausbildung zum Facility-Manager wird mehr als die Hälfte der Zeit für betriebsökonomische Fächer verwendet. Ein Hauswart hingegen ist technisch und handwerklich versiert, also nicht eins zu eins zu vergleichen mit einem Facility-Manager. Facility-Manager werden in der Schweiz gesucht und gebraucht. Von einem «Titel-Wildwuchs» zu sprechen, wie die *Weltwoche* es tut, ist also nicht angemessen.

Lukas Zimmermann, Wädenswil

Der Artikel zeigt die ganze Misere in der Pflegeausbildung auf. Vor allem seit der Umstellung der Voraussetzungen. Meine Tochter absolvierte vor zehn Jahren die Ausbildung, damals war sie die Einzige, die eine Stelle im Akutbereich fand. Dass die Schweiz zu wenig Pflegepersonal hat, ist selbstverschuldet. Man kann ja im Ausland rekrutieren, wo die Anforderungen viel weniger hoch sind.

Sylvia Kaufmann, Triboltingen

Die jüngste Episode aus dem Medizinhistorischen Institut der Universität Zürich hat Diskussionen über den Sinn von Mediziner-Dissertationen ausgelöst. Mit dem Erwerb des Staatsexamens hat der junge Arzt zwar

eine äusserst anspruchsvolle Hürde genommen, doch muss er sich während weiterer fünf bis acht Jahre die nötige Erfahrung aneignen, um seinen Beruf de facto ausüben zu können. Eine Dissertation im Umfang von weiteren drei bis vier Jahren würde den Rahmen sprengen.

Aus folgenden Gründen ist eine in die Ausbildung integrierte Dissertation sinnvoll:

1 — In den letzten Jahren hat sich die «eminence-based»-Medizin zur «evidence-based»-Medizin entwickelt, wobei Analyse und Interpretation von Studiendaten fest zum ärztlichen Alltag gehören. Es liegt auf der Hand, dass diese anspruchsvolle geistige Synthese nicht im Rahmen einer Masterarbeit erlernt werden kann.

2 — Der junge Arzt soll die Arbeit an der Dissertation möglichst im Rahmen seiner klinischen Tätigkeit aufnehmen. Der Doktorvater spielt in diesem Prozess eine entscheidende Rolle.

3 — Klare Qualitätsstandards sind essenziell: Eine Doktorarbeit sollte nebenberuflich in einer Zeitspanne von 12 bis maximal 18 Monaten abgeschlossen werden. Aufbau und Minimalstandards (Literaturverzeichnis, Zitate, Darstellung, Plagiattests, etc.) sind durch die

«Innere Emigration»

Nr. 14 – «Vorteil Schweiz»; Editorial von Roger Köppel

Zu dem ausgezeichneten Editorial von Roger Köppel möchte ich, was Gottfried Benn anbetrifft, präzisieren, dass seine Sympathien für die nationalsozialistischen Ideen von kurzer Dauer waren und nicht erwidert wurden. Sie endeten vermutlich bereits Ende 1933. Dichter Benn war isoliert, wurde verschmäht und seine Werke verboten. Er selber konnte der Verfolgung nur entgehen, weil Freunde im Heer ihn deckten. Er nannte die Zeit später «innere Emigration» im Gegensatz zur realen Emigration vieler seiner Schriftstellerkollegen.

Joachim Benn, Zollikon

Über eine sehr lange Zeit schon habe ich bei verschiedenen politischen Parteien und offiziellen Stellen in Bern, unter anderem beim EDA, nachgefragt, wie viele und welche, auch historisch gewachsenen Schweizer Gesetze bereits stillschweigend, das heisst autonom, den EU-Direktiven angepasst wurden. Einzige Antwort vom Integrationsbüro Bern, dip-

reits partiell verloren hat. Wäre es nicht eine dringende und fortlaufende Aufgabe des Bundesrates, die Bürger über Gesetzesanpassungen zu informieren? Oder fürchtet der Bundesrat diese Aufgabe so wie der Teufel das Weihwasser?

Beat R. Brenner, Küsnacht

Das sind keine Dummheiten

Nr. 13 – «Zwei Dummheiten am Tag»; Wirtschaftskolumne von Silvio Borner

Der Autor sieht das «Leistungsprinzip», das heisst die Zuteilung von preisgünstigen Fleischimporten im Verhältnis zum Verkauf von Inlandfleisch, aus einer einseitigen und nicht richtigen Optik. Das ist keine ökonomische Dummheit! Statt dass der Erlös aus der Kontingentsversteigerung nach dem «Windhundverfahren» (das heisst der Schnellste und Grösste kommt zum Zuge) in die Staatskasse fliesst, können die Metzger und Händler, die teures Inlandfleisch verkaufen, eine Mischrechnung machen, wovon dann direkt der Konsument profitiert. Auch der Schweizer Produzent bekommt damit eher die

CREDIT SUISSE 

Kennen Sie Ihre Hypozinsen von 2015? Wir schon.

Nutzen Sie den historischen Tiefstand der Hypothekarzinsen mit der Termin-Fix-Hypothek der Credit Suisse.

Ihre Hypothek läuft noch, aber Sie würden gerne von den aktuell niedrigen Zinsen profitieren? Fixieren Sie Ihren Hypothekzinssatz bis zu zwei Jahre vor Auszahlung einer neuen oder Verlängerung einer bestehenden Hypothek. Informieren Sie sich über unsere Termin-Fix-Hypothek, wir beraten Sie gerne. Telefon 0800 802 024.

credit-suisse.com/hypotheiken

Jetzt bis zu 24 Monate
im Voraus abschliessen.

Fakultäten verbindlich festzulegen und durchzusetzen. Der oft monierte Vorwand, medizinische Dissertationen seien zu kurz gehalten, greift nicht: Klinische Relevanz und Aussagekraft sind nicht vom Umfang der Arbeit abhängig!

4 — Rein wissenschaftlich tätige Ärzte haben weiterhin die Möglichkeit, den qualitativ hochstehenden M.D./PH.D.-Titel zu erlangen. Es bleibt zu hoffen, dass aufgrund der jüngsten Vorfälle das Kind nicht mit dem Bad ausgeschüttet wird. Eine Nivellierung nach unten wäre fatal!

Dr.med. Stephan Rietiker, Baar

lomatischer Dienst, Sektion Recht und Verträge: «... dass zwischen 40 Prozent und 60 Prozent der neueren oder revidierten schweizerischen Bundesgesetze in unterschiedlichem Mass vom EU-Recht beeinflusst worden sind». Meine diversen Anfragen sind Ausdruck meiner Wachsamkeit, weil ich auch vermeiden möchte, dass Schweizer Gesetze, die mittels Abstimmungen zustande kamen, einem fremden Recht angepasst werden. Keine der angefragten Parteien oder Behörden konnte oder wollte zur Frage Antwort erteilen! Im Umkehrschluss bedeutet dies doch, dass der Souverän den «Vorteil Schweiz» be-

Chance, einen kostendeckenden Preis zu erhalten. Die zweite «Dummheit», laut Herr Borner, betrifft die einheimische Energieförderung. Diese ermöglicht es nicht nur wohlhabenden Hausbesitzern, sondern allen, einen Beitrag zur Verbesserung der einheimischen Energieversorgung zu leisten, und geht auch nicht zu Lasten der Mieter, denn Fotovoltaikanlagen berechtigen nicht zu Mietzinserhöhungen, wie auch andere subventionierte energiesparende Massnahmen nicht zu Mietzinserhöhungen berechtigen. Die Parlamentarier sind nicht so dumm, wie der Autor meint.

Ludwig Lussi, Tägerwilten

Schlaraffenland für Verbrecher

Einst galt die Schweiz als sichere Insel. Inzwischen wird hierzulande mehr gestohlen als in anderen europäischen Ländern. Besonders gute Bedingungen finden Einbrecher in der Nähe der Landesgrenze. *Von Christoph Landolt*



«Unsere Welt ist offenbar nicht mehr so heil, wie sie mal war.»

Es geschah im Dunkel der Nacht auf den 11. März. Unbekannte schlugen die Seitenscheibe von Ernst Kühnes Renault ein und stahlen die Handtasche, welche seine Ehefrau im Wagen gelassen hatte: 400 Franken waren drin, der Schaden am Glas belief sich auf 480 Franken. «Unsere Welt ist offenbar nicht mehr so heil, wie sie mal war», sagt Kühne, der im Gemeinderat von Vilters-Wangs SG für Sicherheit und Infrastruktur verantwortlich ist.

Als Kühne am Morgen die Polizei alarmierte, erfuhr er, dass er nicht das einzige Opfer im Ort war. Vilters, ein 2000-Seelen-Dorf am Fuss des Pizol, war in dieser Nacht Ziel eines regelrechten Raubzugs geworden. Auch aus siebzehn anderen Autos und drei Häusern waren Wertsachen gestohlen worden. Ernst Kühnes Nachbarn – Mann, Frau und Baby – schliefen, als die Diebe Computer und iPad sowie den Autoschlüssel entwendeten, mit

dem sie dann weitere Gegenstände aus dem Wagen stahlen.

Die Kriminalität ist im Jahr 2012 um 9 Prozent gestiegen, wie die Ende März veröffentlichte polizeiliche Kriminalstatistik zeigt. Zugenommen haben die Gewaltstraftaten (+4 Prozent), zugenommen haben die Widerhandlungen gegen das Betäubungsmittelgesetz (+2 Prozent). Am stärksten aber ist die Zunahme bei den Vermögensdelikten: Wegen Diebstählen, Einbrüchen, Betrügereien und Raub gingen bei der Polizei um 8 Prozent mehr Anzeigen ein als noch im Vorjahr.

Einbruch beim Justizdirektor

Nach der Präsentation der Kriminalstatistik Ende März zeigte sich in Hunderten von Leserbriefen und Online-Kommentaren: Das Thema Sicherheit brennt der Bevölkerung unter den Nägeln. Als vor einer Woche dann auch

noch ins Wohnhaus des neugewählten Basler Justizdirektors Baschi Dürr (FDP) und von dessen Partnerin, SP-Frau Sibylle Schürch, eingebrochen wurde, fühlten sich viele in ihrer Wahrnehmung, dass alles immer schlimmer wird, bestätigt.

«Unterschiedliche Zählweisen»

Die Schweiz sei «immer noch ein sicheres Land», sagt dagegen Bruno Fehr, Kriminalpolizei-Chef des Kantons St. Gallen. Das Gleiche meint Markus Gisin, Kripo-Chef im Thurgau. Der jurassische Polizeichef Olivier Guéniat erklärt, die aktuelle Kriminalitätsrate entspreche ungefähr jener «von vor zwanzig oder dreissig Jahren» oder liege «sogar noch darunter».

Tatsächlich scheinen die offiziellen Statistiken Guéniat recht zu geben: Seit dreissig Jahren erhebt der Bund Zahlen zur Kriminalität. 1982 wurden 197 069 Diebstähle (exklusive Fahrzeugdiebstählen) gemeldet, 1992 dann 207 664. 2012 waren es 237 449, wobei die Bevölkerung seither um mehr als eine Million gewachsen ist. Vielversprechend ist das Bild bei den Einbrüchen: 1982 wurde 76 322-mal eingebrochen, zehn Jahre später 70 291-mal. 2012 wurden nur noch 61 128 Einbrüche gezählt. Die Kriminalität, so scheint es, mag in den letzten Jahren angestiegen sein, nicht aber in der langen Frist. Doch der oberflächliche Blick auf die Zahlen täuscht.

«Die Kriminalität hat eindeutig zugenommen», sagt Martin Killias, Professor am Institut für Kriminologie der Universität Zürich. Für die vermeintliche Kontinuität bei den Vermögensdelikten seien unterschiedliche Zählweisen verantwortlich. Ein Diebstahl wird heute nur von Amtes wegen angezeigt, wenn die Beute mehr als 300 Franken wert ist, erklärt Killias. Weiter hätten früher aufgebrochene Münztelefone und geknackte Billettautomaten den grössten Teil der Einbrüche ausgemacht. Solche Geräte seien immer seltener geworden, sagt Killias, was die Zahlen scheinbar stabilisiert habe. «Dieser Rückgang wird kompensiert durch den Anstieg bei den viel schlimmeren Wohnungseinbrüchen.»

Killias ist sich sicher: «Dass die Schweiz das sicherste Land ist, gehört heute ins Reich der Mythen.» Der Kriminologe stützt sich dabei nicht nur auf die offizielle Kriminalstatistik, in der ausschliesslich Straftaten erscheinen, wegen deren bei der Polizei Anzeige erstattet wurde. Die Opferbefragungen, die Killias alle

fünf Jahre durchführt, bestätigen den negativen Trend. Während 2004 noch 5,1 Prozent der Befragten angaben, Opfer eines Einbruchs geworden zu sein, lag dieser Wert 2009 bei 7,1 Prozent.

Auch der neuste Vergleich mit anderen europäischen Ländern (Daten von 2010 des «International Crime Victims Survey») zeigt, dass das Einbruchrisiko in der Schweiz seit 25 Jahren stetig steigt – entgegen dem Trend in Deutschland, den Niederlanden, Grossbritannien oder Schweden, wo die Werte mittlerweile deutlich tiefer als hierzulande liegen. Die Schweiz, so das Fazit von Martin Killias, ist in den letzten Jahren «ins europäische Mittelfeld abgerutscht».

Bürgerwehr gegen Kriminaltouristen

Das Wachstum bei der Kriminalität geht fast ausschliesslich auf das Konto der Kriminaltouristen. Die Zahl der Beschuldigten mit Schweizer Pass ist gemäss Kriminalstatistik 2012 im Vergleich zu 2011 konstant geblieben (-0,1 Prozent), bei den Ausländern mit Wohnsitz in der Schweiz hat sie um 3 Prozent zugenommen. Geradezu explodiert ist dagegen

Immer beliebter wird die Schweiz bei mongolischen und georgischen Verbrecherbanden.

die Zahl der beschuldigten Asylbewerber (+38,7 Prozent) sowie der sogenannten Personen der nichtständigen Wohnbevölkerung (+13,9 Prozent).

Die Kriminaltouristen lassen sich grob in zwei Kategorien einteilen: Maghrebiner, die im Zuge des arabischen Frühlings in die Schweiz gekommen sind und hier oft in Asylheimen leben, sind für Taschendiebstähle, Ladendiebstähle und Raub verantwortlich. Die andere Gruppe, die auf Einbrüche, Fahrzeugdiebstähle, Trickdiebstähle und Betrug (Enkeltrick) spezialisiert ist, kommt aus dem Osten; aus Rumänien, Bulgarien, Serbien oder Polen, wobei Polizisten nur hinter vorgehaltener Hand sagen, dass es sich dabei meist um Roma handelt. Beliebter wird die Schweiz laut den neusten Zahlen auch bei mongolischen und georgischen Verbrecherbanden.

Besonders gute Bedingungen finden die Banden in der Nähe der Landesgrenze, die dank Schengen nur noch für die Ermittler, nicht mehr aber für die Verbrecher ein Hindernis darstellt. Zum Beispiel in Therwil BL, drei Kilometer von Frankreich entfernt. Hier haben sich Anwohner zu einer Bürgerwehr zusammengeschlossen, die seither durch die Strassen patrouilliert. «Es ist ein Zeichen der Ohnmacht», sagt Hans-Jürgen Ringgenberg, SVP-Landrat aus Therwil. In jüngster Vergangenheit habe es hier so viele Einbrüche gegeben, dass man von einer Serie sprechen müsse.

Kürzlich bemerkte ein Nachbar Ringgenbergs im Haus gegenüber auffällige Bewegungen und wählte den Notruf. Die Kriminellen suchten das Weite. Während die Polizisten das Grundstück abschritten, wurde nur etwa hundert Meter weiter in ein anderes Haus eingebrochen, das – Ironie der Geschichte – einem Polizisten gehört.

Ringgenberg ist deshalb politisch aktiv geworden. Die Antwort der Baselbieter Regierung auf seine Interpellation zeigt, mit welchen Schwierigkeiten die Polizei zu kämpfen hat: Im November und Dezember habe die Polizei Basel-Landschaft 43 Einbrecher verhaftet, denen man ein Vielfaches an Delikten habe nachweisen können. Im gleichen Zeitraum mussten die Polizisten jedoch 190 Personen nach einer Kontrolle wieder laufen lassen – obwohl diese Handbohrer, überdimensionierte Schraubenzieher oder sogar Geissfüsse auf sich trugen. Das Gesetz erlaube kein strengeres Vorgehen, schreibt der Regierungsrat. «Es ist nicht verboten, mit Einbruchswerkzeug (...) zu reisen oder mit diesen Gegenständen in Einfamilienhausquartieren spazieren zu gehen.»

Offene Grenzen

Die Gefahr, erwischt zu werden, ist gering. Schweizweit wurden 2012 ganze 3,6 Prozent der Taschendiebstähle und 11,9 Prozent der Einbrüche aufgeklärt. Bei den anderen Delikten, die bei den Kriminaltouristen beliebt sind, ist die Erfolgsquote der Polizei kaum höher (siehe Grafik). Geht man davon aus, dass längst nicht jeder Schaden aktenkundig wird, ist die Bilanz noch verheerender. Der *Weltwoche* sind mehrere Fälle aus der Innerschweiz bekannt, in denen die Polizei Einbruchsoffern riet, gar nicht erst Anzeige zu erstatten. Selbst die Polizisten haben offenbar den Glauben an die Aufklärungsarbeit verloren.

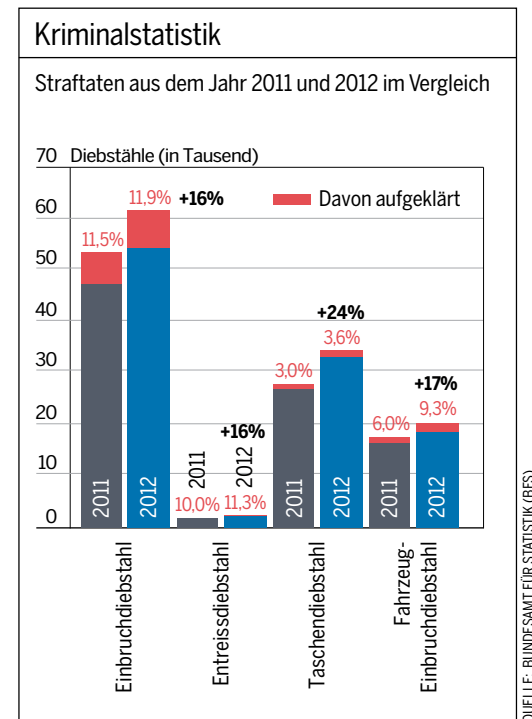
Aus gutem Grund. Wenn die Polizei kommt, sind die Profis aus Osteuropa meist längst wieder weg. Erleichtert wird ihnen die Flucht durch das Schengener Abkommen, dem die Schweiz nach einer Volksabstimmung im Jahr 2005 beigetreten ist. Seither gibt es keine Zöllner mehr, die an der Grenze Passkontrollen durchführen, sondern nur noch Stichproben im grenznahen Raum – und das nicht nur an der Schweizer Grenze, sondern auch an der Grenze zu Ungarn, Polen, Litauen. Im Dezember werden die EU-Innenminister (die Schweiz hat kein Stimmrecht) das nächste Mal über den Schengen-Beitritt der Armenhäuser Rumänien und Bulgarien diskutieren. Die Banden aus diesen Staaten können dann in die Schweiz gelangen, ohne je einen Grenzposten passieren zu müssen.

Ähnlich offen sind die Grenzen für Asylbewerber. Das Dubliner Abkommen, das im Doppelpack mit Schengen zur Abstimmung kam, sieht vor, dass das erste Land, in dem ein Asyl-

bewerber einen Antrag stellt, für dessen Unterbringung verantwortlich ist. Die Praxis sieht anders aus. Italien stattet seine Asylbewerber mit Touristenvisa aus und schickt sie nach Norden weiter. Obwohl die Schweiz nicht am Mittelmeer liegt, beherbergt sie pro hunderttausend Einwohner mehr Asylbewerber als Italien, Spanien oder Griechenland. Anerkannte Flüchtlinge sind dabei eine verschwindend kleine Minderheit, viel höher ist der Anteil an Kriminaltouristen, die gekommen sind, um zu stehlen.

Acht Jahre nach der Abstimmung

Nächste Woche wird im Nationalrat drei Tage lang über Kriminaltourismus debattiert. Der Antrag für die Sondersession kam von der SVP, die sich einst als einzige grosse Partei gegen



Die Gefahr, erwischt zu werden, ist gering.

Schengen/Dublin aussprach. Bundesrat, Wirtschaftsverbände und die anderen Parteien warben damals damit, dass die Schweiz durch Schengen sicherer werde.

Acht Jahre nach der Abstimmung muss man bilanzieren: Eingetroffen ist das Gegenteil. Die Wahrscheinlichkeit, Opfer eines Verbrechens zu werden, war, seit es Kriminalstatistiken gibt, nie höher. Die Kriminalität ist weitgehend importiert. Für ausländische Verbrecher bietet die Schweiz ideale Rahmenbedingungen. Es gibt hier nicht nur mehr zu holen als anderswo. Auch die Konsequenzen, die Taschendieben, Räubern und Einbrechern drohen, sind milde. Falls sie – wider alle Wahrscheinlichkeiten – erwischt werden, müssen sie in der Regel nicht in Untersuchungshaft, und wenn es denn tatsächlich zu einer Verurteilung kommt, bedeutet dies meist: Geldstrafe. Willkommen im Schlaraffenland. ○

Der falsche TV-Doktor

Die *Weltwoche* hat den anonymen Informanten ausfindig gemacht, den die Sendung «Rundschau» des Schweizer Fernsehens als Kronzeugen gegen Professor Christoph Mörgeli ins Feld führt. Die Überraschung: Der Mann ist mit seinem Doktorat gescheitert. Auch andere Quellen wurden falsch zitiert. Von Alex Baur

Beim lokalen schulzahnärztlichen Dienst ist Herr Anonymus (Name geändert) als «Dr. med. dent.» aufgeführt. Unter diesem Titel figuriert er auch als Sponsor eines Sportvereins. Tatsächlich ist Herr Anonymus Zahnarzt, doch die Doktorwürde bekam er nie verliehen. «Ich habe meine Dissertation bei Professor Mörgeli zwar fertiggeschrieben», präzisierte er auf Anfrage, «aber ich habe sie nie abgegeben». Im Telefonbuch und in den einschlägigen Registern ist Anonymus denn auch als med. dent. ohne Dr. verzeichnet. Wie die betroffene Schulgemeinde auf Anfrage mitteilte, liege ein «Versehen» vor, das korrigiert werde. Wie es zustande kam, lasse sich leider nicht mehr nachvollziehen.

Mag sein, dass irgendein Webmaster Herrn Anonymus den Titel aus Mitleid verliehen hatte. Ein Zahnarzt ohne Doktor macht sich einfach nicht gut, vor allem, wenn er in einer Liste von Konkurrenten steht, die alle mit der akademischen Auszeichnung brillieren. Dass auch das TV-Magazin «Rundschau» den Dentisten Anonymus versehentlich als Doktor präsentierte, ist dagegen unwahrscheinlich. Die Fernsehmacher behaupten, hart recherchiert zu haben. Hätten sie aber die Wahrheit gesagt, wäre der Anonymus als Kronzeuge gegen Professor Christoph Mörgeli denkbar ungeeignet gewesen, ja wäre die Story um die angeblich abgeschriebenen Dissertationen beim SVP-Nationalrat implodiert. Doch der Reihe nach.

Kein «Dokortitel fürs Abschreiben»

Unter der Schlagzeile «Professor Mörgeli vergab Dokortitel fürs Abschreiben» erhob die «Rundschau» vor zwei Wochen schwere Vorwürfe gegen den bei der Uni Zürich in Ungnade gefallenen Dozenten und Ex-Leiter des Medizinhistorischen Museums. Das Herzstück des «Rundschau»-Berichtes waren anonymisierte Aussagen zweier angeblicher Ärzte, die bei Professor Christoph Mörgeli doktorierten und deren Dissertationen im Wesentlichen aus «simplem Kopieren» von alten Texten bestanden haben sollen («Dr. Anonymus»; *Weltwoche* Nr. 14/13). Abgerundet wurde das Bild durch den Auftritt der bislang kaum bekannten Genfer Marketing-Professorin Michelle Bergadaà, die als «Spezialistin für Plagiate» angepriesen wurde und die sich nach der Durchsicht einiger Dissertationen vor laufender Kamera «mehr als schockiert» zeigte. Nur: Um Plagiate geht es hier gar nicht. Sondern um die Frage, ob das sogenannte Transkribieren alter



Frustration über das eigene Unvermögen?: «Dr. Anonymus» in der «Rundschau» vom 27. März.



Schwerste Vorwürfe: Moderator Brotz (l.) mit Mörgeli im «Rundschau»-Studio.

handschriftlicher medizinischer Texte als Wissenschaft eingestuft werden kann – oder bloss als eine «simple Kopierarbeit», wie die Macher der «Rundschau» meinen.

Der dreizehnminütige «Rundschau»-Bericht war eine einzige Anklage, frei von jeder Gegenrede. Der Angeklagte durfte erst nach der Ausstrahlung des Beitrags auf dem «Heissen Stuhl» Stellung nehmen. Von den schwersten Vorwürfen wusste er im Voraus nichts. Alles war darauf angelegt, den Angeklagten auf dem falschen Fuss zu erwischen. Dies galt insbesondere in Bezug auf den Hauptzeugen der TV-Anklage: einen anonymen ehemaligen Doktoranden von Professor Mörgeli, der im Film aber lediglich als Silhouette und mit nachgestellter Stimme präsentiert wurde.

Was der mysteriöse «Dr. Anonymus» zu Protokoll gab, war happig: Doktorvater Mörgeli, so musste der unbefangene Zuschauer aus den Darstellungen schliessen, habe die Dissertation des angeblichen Arztes, die in Wirklichkeit aus simplem Abschreiben bestand («wissenschaftlich musste ich rein gar nichts leisten»), nach einer oberflächlichen Kontrolle («Mörgeli korrigierte nur noch Schreibfehler») einfach durchgewinkt. Der Clou: Das mühselige Kopieren der alten Texte habe die fachlichen Möglichkeiten von Anonymus dann doch überstiegen, weshalb er die Arbeit gegen Bezahlung an einen Spezialisten delegiert habe. Dabei habe «Mörgeli haargenau gewusst, was abläuft – er selbst gab mir ja den Text zum Abschreiben». Getrieben von Reue, will sich der

betrügerische Anonymus seinem Doktorvater offenbart haben – doch dieser habe «neutral» reagiert.

Wer hat hier gelogen und betrogen?

Und dann der Hammer. Frage von Filmautor Marc Meschenmoser: «Waren Sie ein Einzelfall bei Dr. Mörgeli, der seine Doktorarbeit erschlichen hat?» Der vermeintliche Doktor Anonymus antwortet: «Nein, es waren sehr viele Studenten, die so zum Dokortitel kamen.» Das wäre zweifellos ein Skandal. Wenn es denn wahr wäre. Als skandalös erweist sich bei einer näheren Analyse indes lediglich die manipulative Aufarbeitung des Falles durch den gebührenfinanzierten Sender. Kein Trick war den TV-Machern zu billig, um die Realität in ihr Gegenteil zu verdrehen.

Gemäss Recherchen der *Weltwoche* steckt hinter «Dr. Anonymus» in Wahrheit kein Arzt, sondern der eingangs erwähnte Dentist, der den angeblich so simplen Dokortitel eben gerade nicht geschafft hat. Mehrere Studienkollegen, die das wahre Gesicht von Anonymus unabhängig voneinander sofort erkannten, vermuten hier auch das Motiv für die Anschwärmung des Doktorvaters: Die Frustration über das eigene Unvermögen wird auf den Lehrmeister übertragen. Die widersprüchliche Kritik an den Dissertationen habe der Mann, der für sein loses Mundwerk bekannt war, schon früher geäussert. Er habe mehrmals darüber geklagt, die Transkriptionen alter Schriften, die Mörgeli ihm auftrag, seien zu aufwendig; er habe weder Zeit noch Lust, die Texte auch noch zu analysieren. Dass er den Doktorvater und das Thema selber ausgewählt hatte, ignorierte Anonymus dabei grosszügig.

Die *Weltwoche* konfrontierte die «Rundschau» mit ihren Recherchen. Die TV-Macher gehen auf einzelne Vorhalte nicht ein und erklären pauschal: «Wir halten an unserer Darstellung fest und weisen den Vorwurf der Desinformation dezidiert zurück.» Sie sind demnach auch weiterhin der Ansicht, dass es sich bei der zweiten anonymen angeblichen Kronzeugin, welche die «Rundschau» gegen Mörgeli ins Feld führt, um eine «Ärztin» handelt. Gemäss Recherchen der *Weltwoche* ist auch sie in Wahrheit eine Dentistin. Allerdings schaffte sie, im Gegensatz zu Anonymus, das Doktorat.

Gemäss «Rundschau» hat die betreffende Zahnärztin am Telefon «gestanden», ihre Dissertation bei Professor Mörgeli habe darin bestanden, alte Texte in einer bulgarischen Universität aufzutreiben und auf Deutsch zu übersetzen. «Wissenschaftliche Forschung mussten Sie nicht betreiben für diese Dissertation», konstatiert Autor Marc Meschenmoser in einem nachgestellten Telefoninterview mit der Frau. «Nein, das ist nicht nötig gewesen», zitiert er sie in der Folge. Die anonyme Informantin bekam, so schliesst der unbefangene

Zuschauer, den Dokortitel für eine reine Such- und Übersetzungsarbeit.

Die betroffene Zahnärztin war vom «Rundschau»-Beitrag derart überrumpelt, dass sie heute nur noch via Anwalt mit Journalisten kommuniziert. Über diesen lässt sie mitteilen, sie habe lediglich einmal «zwei bis drei Minuten» mit Meschenmoser gesprochen, der sie überraschend auf ihr privates Handy angerufen habe. Meschenmoser habe sich zwar korrekt als Journalist ausgewiesen. Was er aus ihrer Aussage machte, war weniger korrekt.

Richtig sei, sagt der Anwalt, dass die Frau in Bulgarien diverse schwer zugängliche Dokumente beschafft und auf deren Basis eine Dissertation verfasst habe. Dabei handelte es sich aber nicht um eine Transkriptionsarbeit, was Meschenmoser, der sich als Experte für Dissertationen ausgibt, bemerkt haben müsste. Nicht die Quellen, so die Zahnärztin, habe sie auf Deutsch übersetzt, sondern ihre gesamte Doktorarbeit, die sie ursprünglich auf Bulgarisch niedergeschrieben habe.

«Opfer und Täter»

Von einem «Eingeständnis» fehlender Wissenschaftlichkeit, so der Anwalt weiter, könne keine Rede sein. Unter «wissenschaftlicher Forschung» habe sie Laboruntersuchungen an Patienten oder Materialien verstanden. Solche hat sie tatsächlich nie gemacht, weil dies nicht Gegenstand ihrer Dissertation war. Die Frau lobte während des kurzen Telefonats vielmehr die Betreuung durch Doktorvater Mörgeli. Doch Letzteres interessierte die «Rundschau» offenbar nicht. Das passte nicht ins Konzept.

Und was meint der Zahnarzt Anonymus zu seiner Betreuung durch Doktorvater Mörgeli? Auf Anfrage erklärte er: «Mörgeli ist Opfer und Täter.» Der Mann sei von seinem Vorgesetzten wohl mit unfairen Mitteln aus der Universität wegge mobbt worden; aber Mörgeli habe halt auch «zwanzig Jahre lang reine Abschriften als Dissertationen durchgewunken», wobei die alten Texte extrem schwierig zu entziffern gewesen seien. Auf die Bemerkung, das habe er ja bereits in der «Rundschau» gesagt, man möchte nun noch wissen, ob Meschenmoser ihn auch sonst richtig zitiert habe, reagierte Zahnarzt Anonymus unwirsch. Er bestritt, je Kontakt mit Journalisten gehabt zu haben, und hängte den Hörer entnervt auf.

Das pauschale Dementi von Anonymus wirkt etwa so überzeugend wie jenes der «Rundschau». Trotz mehrerer Versuche war der Mann fortan für die *Weltwoche* nicht mehr erreichbar. Wir hätten ihm gerne erklärt, dass es uns nicht darum geht, ihn blosszustellen. Wir möchten von ihm lediglich wissen, ob die «Rundschau» ihn richtig zitiert hat, und ob er um den Dokortitel wusste, den ihm der lokale schulzahnärztliche Dienst und der Sportklub angeblich versehentlich verliehen hatten.

Was von den Anwürfen der «Rundschau» gegen Mörgeli übrigbleibt, ist dürftig bis nichtig. Einen Zeitungsartikel kann man relativ einfach Wort um Wort überprüfen. Bei einem TV-Film ist das sehr schwierig. Wer hat nun was genau gesagt? So behauptet Autor Meschenmoser im Film beispielsweise, die Zürcher Regierung habe die Doktorarbeiten unter Mörgeli als unwissenschaftlich qualifiziert. Das ist schlicht falsch. Richtig wäre: Die Zürcher Regierung hielt in einer Antwort auf eine parlamentarische Anfrage fest, dass Mörgelis Gegenspieler, Professor Flurin Condrau, nach seinem Amtsantritt sämtlichen medizinischen Dissertationen am Institut die Wissenschaftlichkeit absprach. Hier liegt aber der Kern der Geschichte, den die «Rundschau» ausblendet: der Knatsch zwischen dem «Sozialhistoriker» Condrau und dem «Kulturhistoriker» Mörgeli um die wahre Lehre. Für zwei verschiedene Lehrmeinungen war am Medizinhistorischen Institut der Uni Zürich offenbar kein Platz.

Nach dem gründlich missratenen Auftakt versuchte die «Rundschau» letzte Woche eine neue Front zu eröffnen: Mörgelis Doktorarbeiten für Mediziner, so die These, würden gegen die im «Handbuch Dissertation» der Medi-



«Einzelfall?»: SRF-Journalist Meschenmoser.

zischen Fakultät definierten Richtlinien verstossen. Da hatte man es, schwarz auf weiss. Immerhin fiel es den TV-Machern diesmal ein, Professor Mörgeli fünf Stunden vor der Ausstrahlung des bereits fertiggestellten Beitrags mit den neuen Vorwürfen zu konfrontieren. Mörgeli hatte ein leichtes Spiel. Er wies auf eine Fussnote auf Seite eins des Handbuchs hin: «Gültig ab dem 1. März 2012» – also ein Monat, nachdem der letzte Doktorand unter Mörgeli seine Arbeit abgeschlossen hatte. Der SVP-Politiker bewahrte die «Rundschau» damit vor dem nächsten journalistischen GAU. Unter grosser Hektik wurde das Kernstück der zweiten Angriffswelle aus dem bereits eingeplanten Beitrag entfernt. Was übrigblieb, war ein Filmchen, aus dem niemand so richtig klug wurde. ○



Job für Job nach oben: Politikerin Keller-Sutter.

Auf der Direttissima

Karin Keller-Sutter, bis vor kurzem kantonale Oberpolizistin, ist die nationale Wirtschaftsfunktionärin: ein ebenso erstaunlicher wie gefährlicher Imagewechsel. Kollegen in Bern beobachten die steile Karriere der St. Gallerin mit leisem Argwohn. *Von Urs Paul Engeler*

Von der schönen Tönung der Haare übers Kolorit des Lidschattens bis zum Schliff des Absatzes – es ist adrett, alles makellos, teuer assortiert, auf Wirkung gewählt. Kerzengerade schreitet die Dame durch das Bundeshaus, mit Amtsmiene sitzt sie im Saal, mit Bedacht ergreift sie ihr Wort. Sie gibt den neuen Star perfekt, zu perfekt. Denn die grosse Zuneigung ihrer Kollegen und Parteifreunde im Ständerat hat die Frau ohne Fehler mit ihren Auftritten nicht gefunden. «Etwas gekünstelt», meckert einer, «fast maskenhaft.» In kürzester Zeit hat die mit leisem Argwohn Beobachtete (zu) viele alte Hasen überholt. Sie war der fotogene Liebling der Medien, heute ist sie die Favoritin der Wirtschaftsfunktionäre.

Karin Maria Keller-Sutter, 49, vertritt seit Ende 2011 den Kanton St. Gallen und die FDP im Ständerat. Bis Ende Mai 2012 war sie Justiz-

und Polizeidirektorin, gescheiterte Kandidatin für den Bundesrat, bekannt für ihre unerbittliche Jagd auf Hooligans und für ihre heimlichen Wursteleien ausserhalb des Asylgesetzes, wenn gute linke Freundinnen ihr vorjammerten. Seit zehn Monaten nun steigt die diplomierte Konferenzdolmetscherin und ehemalige Berufsschullehrerin, Job für Job, in einem wohl beispiellosen Tempo zur weit vernetzten und machtvollen Schweizer Polit-Wirtschaftsfrau empor.

«Mit grossem Mehr»

Schon bevor sie ihr Regierungsbüro räumte, liess sie sich in privatwirtschaftliche Funktionen wählen. Am 4. April 2012 hielt sie Einzug in den Verwaltungsrat der ASGA-Genossenschaft, die Vorsorge- und Stiftungsgelder verwaltet. Zehn Tage später wählten die freisinnigen Aktionäre sie «mit grossem Mehr» in den

Verwaltungsrat der noblen NZZ-Gruppe, des Hauses des immer noch wichtigsten Presseorgans des Landes.

Am 8. Juni liess sie sich in den Verwaltungsrat der Pensimo AG wählen. Die Firma, die von alt SVP-Ständerat Hermann Bürgi (TG) präsidiert wird, ist (wie die ASGA) im Fonds-, Vorsorge- und Immobiliengeschäft tätig und hält schweizweit allein Liegenschaften im Wert von rund 661 Millionen Franken. Am 21. Juni wurde dann bekannt, dass sie auch im Vorstand der Swiss Retail Federation angekommen ist, der Lobbyorganisation des Detailhandels (ohne die Grossverteiler Migros und Coop). Bereits einen Tag später, am 22. Juni, wurde die Politikerin, die nie ein Unternehmen geführt hatte, als neues Mitglied des Vorstands des Arbeitgeberverbands vorgestellt. Ab 17. Juli grüsste sie überdies als Präsidentin des Pensimo-Stiftungsrats. Und am 6. Septem-

ber verbreiteten die Arbeitgeber die frohe Botschaft, die Ständerätin sitze jetzt sogar im Ausschuss des Vorstands ihres Verbands.

Am 2. Mai wird die Generalversammlung der Bâloise-Versicherungsgruppe Keller-Sutter in den Verwaltungsrat des Konzerns wählen; diese Rolle ist laut Jahresbericht mit mindestens 175 000 Franken dotiert (je nach Funktion darf mit Zulagen gerechnet werden). Im Juni wird sie schliesslich das Präsidium der Swiss Retail Federation übernehmen. Damit rutscht sie von Amts wegen auch in den Vorstand des Wirtschaftsdachverbands Economiesuisse, der seinen Sitz an der gleichen Zürcher Adresse hat wie der Arbeitgeberverband. Und so gleitet die Berufspolitikerin, die zuvor nur als Verwaltungsrätin der erfolglosen und darum liquidierten Lokalradio AG Wil Wirtschaftserfahrungen gesammelt hatte, im Haus der Wirtschaftsmacht derzeit von einem noblen Sitzungszimmer zum nächsten nationalen Termin.

Konsequent, millimetergenau

«Ein Abklatsch von Vreni Spoerry» streife wieder durchs Bundeshaus, meint ein Ratskollege. Mengenmässig hält Keller-Sutter mit den Ämtern der Zürcher FDP-Legende bereits mit, was das Gewicht der Mandate betrifft, hinkt sie allerdings noch hinter Spoerry her, die sich in den freisinnigen Hochburgen von CS, Nestlé oder Swissair entlöhnen liess. Der Einfluss der Newcomerin auf die Politik darf jedoch nicht unterschätzt werden. So verfügen die privaten Versicherer der Bâloise dank ihr gleich über eine Doppelvertretung in der ständerätlichen Kommission für soziale Sicherheit und Gesundheit (SGK). Die andere Bâloise-Stimme gehört dem «Relation Manager» der Firma, Alex Kuprecht.

Weitherum Staunen weckte, dass Keller-Sutter, die als «Polizistin» und Expertin für

Sicherheit gegolten hatte, auf Anhieb in die zentrale Kommission für Wirtschaft und Abgaben (WAK) einziehen konnte und einige ältere Semester austach. Kritiker verbreiten, dass sie in diesem Ausschuss lediglich als Economiesuisse-Lautsprecherin fungiere. Nachweisen lässt die Nachrede sich nicht. Werden wirtschaftspolitische Kernthemen wie die Swissness-Vorlage oder das Kartellgesetz aber öffentlich im Rat behandelt, dann vernimmt auch das interessierte Publikum, dass Keller-Sutter stets die Position des Wirtschaftsdachverbands vertritt, konsequent, millimetergenau.

Merkwürdiger Widerspruch

Selbst dann, wenn sie, wie in der März-Session, mit ihrem Economiesuisse-Bein über ihr Retail-Bein stolpert: Bei der Revision des Kartellgesetzes standen Anträge zur Debatte, die

Schon bevor sie ihr Regierungsbüro räumte, liess sie sich in private Funktionen wählen.

– etwas vereinfacht gesagt – im Kampf gegen die «Hochpreisinsel Schweiz», gegen den Einkaufstourismus und gegen die Importmonopole zu tieferen ausländischen Preisen eine Belieferungspflicht festschreiben wollten. Nicht nur linke Politiker, auch FDP-Vertreter störten sich daran, dass Schweizer Unternehmer Produkte und Vorfabrikate bereits viel teurer einkaufen müssen, als die Läden im Ausland sie anbieten. Kurz: Es standen im Rat auf der einen Seite die Vertreter der internationalen Firmen und Importeure, auf der andern die Fürsprecher der Konsumenten und des Detailhandels.

Karin Keller-Sutter schützte, ganz auf der vorgegebenen Linie von Economiesuisse, die

Interessen der Importeure, bekämpfte die Forderungen der Detaillisten und Kunden – und setzte sich so in einen merkwürdigen Widerspruch zu ihrer Funktion im Vorstand der Swiss Retail Federation. Mehr noch: Ihr Appenzeller Rats- und Parteikollege Hans Altherr schlug der St. Gallerin, nicht ohne Süffisanz, drei konkrete Beispiele von benachteiligten Firmen aus ebendiesem Kanton St. Gallen um die Ohren. Andere Ostschweizer Parlamentarier betonten die Nöte der grenznahen Läden.

Wandlung innerhalb eines Jahres

Die selbstsichere Schnellaufsteigerin mit den vielen Hüten hat sich bereits ordentlich verheddert, sich im Interessenkonflikt rasch auf die Seite der (vermeintlichen) Macht geschlagen – jedoch die Abstimmung deutlich verloren. Das Parlament will Parallelimporte nicht nur ermöglichen, sondern sogar erzwingen, gegen Economiesuisse und – nicht ohne leise Freude – gegen deren Repräsentantin. Zu schlechter Letzt leistete die unterlegene Lobbyistin sich noch die Peinlichkeit, die Gegenseite als «offenkundig durch ein gewisses Lobbying» gesteuert zu diffamieren.

Vielleicht war die Direttissima auf zu viele schöne Gipfel doch etwas zu steil, zu rasch, zu ambitiös. Das langfristige Problem der Ehrgeizigen wird sein, dass sie gar nicht als Frau der Wirtschaft nach Bern gewählt wurde, sich dort mit der Sammlung von Titeln und lukrativen Mandaten innerhalb eines Jahres völlig gewandelt hat. Wenn der angeschlagene Wirtschaftsdachverband Economiesuisse sich vom neuen attraktiven Aushängeschild Keller-Sutter eine Aufbesserung seiner Reputation erhofft, so dürfte der Effekt genau umgekehrt sein. An der nicht mehr unabhängigen Funktionärin Karin Keller-Sutter haftet nun das Image ihrer Organisationen. ○

«Jeder kann abnehmen.»

Liposinol-Biomed™ und Carbosinol-Biomed™ unterstützen bei der Gewichtskontrolle.

Pflanzliche Wirkstoffe

Mehr Informationen unter
www.naturlichabnehmen.ch

BioMed® Biomed AG, 8600 Dübendorf
© 2013 Biomed AG. All rights reserved.



Lassen Sie sich in Ihrer Apotheke oder Drogerie kompetent beraten.



Falsche Ehe, echter Pass

Wer einen Schweizer oder eine Schweizerin heiratet, kann nach fünf Jahren eingebürgert werden. Die Hürden sind tief, und dies zieht Betrüger an. Neue Zahlen zeigen, wie machtlos Bund und Kantone den Scheinehen gegenüberstehen. *Von Florian Schwab*



Wer sich Schweizer Papiere erschleicht, muss nicht befürchten, des Landes verwiesen zu werden.

Schinehen sind hoch im Kurs. Immer wieder erschleichen sich Ausländer damit die Einbürgerung im Schnellzugtempo. Wer mit einem Schweizer oder einer Schweizerin verheiratet ist, erhält bereits nach fünf Jahren ohne grosse Formalitäten die Staatsbürgerschaft durch die erleichterte Einbürgerung.

Alexander Ott, Chef der Berner Fremdenpolizei, stellte im *Blick* eine «massive Zunahme bei den Scheinehen» fest. Seit dem neuen Einbürgerungsgesetz von 2008 gebe es in der Stadt Bern 20 Prozent mehr Scheinehen. In Basel-Stadt habe sich die Zahl sogar verdreifacht.

Kürzlich berichteten verschiedene Medien über einen Türken, der im Kanton Solothurn eine Schweizerin geheiratet hatte. Gleichzeitig gründete er eine Familie mit einer anderen Frau in der Türkei. Er wartete ab, bis diese Täuschung der Migrationsbehörden verjährt war, und verlangte dann sofort den Schweizer Pass für seine türkischen Kinder. Das Bundesamt für Migration (BfM) ordnete die erleichterte Einbürgerung der Töchter an, wogegen der Kanton Solothurn vor dem Bundesverwaltungsgericht klagte – und unterlag (*Weltwoche* Nr. 12/13). Kurz vor Ostern wurde bekannt, dass der Kanton Solothurn den Fall an das Bundesgericht in Lausanne weiterzieht.

Markus Haltiner vom Bündner Amt für Migration und Zivilrecht erzählt von einem ähnli-

chen Fall: Ein Pakistaner unterhielt parallel zu seiner Schweizer Ehe eine weitere in seinem Heimatland. Haltiner focht diese Ehe an, doch das Zivilgericht Graubünden schützte den Pakistaner. Der Beweis der Bigamie sei nicht erbracht. Ein weiteres Beispiel: Das BfM setzte vor Bundesgericht den Entzug der Staatsbürgerschaft wegen einer Scheinehe durch. Danach wollte der Kanton Graubünden den Betroffenen aus der Schweiz wegweisen. Vom Bundesgericht wurde er daran gehindert: Dieses entschied, dass der Ausländer wieder eine Aufenthaltsgenehmigung erhalten müsse. In der Zwischenzeit erfüllte er die Voraussetzungen für die ordentliche Einbürgerung (zwölf Jahre Wohnsitz in der Schweiz).

Warum zeigen sich die Behörden so hilflos? Der letzte Fall macht das Hauptproblem sichtbar: Ausländer fallen nach Aberkennung ihres Passes automatisch in ihren vorigen aufenthaltsrechtlichen Status zurück. Hatte der Betroffene vor der Einbürgerung, wie es meistens der Fall ist, eine Aufenthaltsgenehmigung, so erhält er diese auch nach dem Entzug. Mit anderen Worten: Wer sich den Schweizer Pass erschleicht, muss bislang nicht befürchten, deswegen des Landes verwiesen zu werden.

Darin sieht auch der Bundesrat eine Gesetzeslücke. In seinem Entwurf zur Totalrevision des Bürgerrechtsgesetzes ist ein neuer Artikel

vorgesehen, nach dem die Niederlassungsbewilligung entzogen werden kann, wenn «die Ausländerin oder der Ausländer in rechtsmissbräuchlicher Weise versucht hat, das Schweizer Bürgerrecht zu erschleichen». Das erhöht zumindest das juristische Risiko für Pass-Schwindler.

Die tieferliegenden Probleme bleiben aber unangetastet: Das Bundesamt für Migration, welches bei den erleichterten Einbürgerungen federführend ist (und nicht die Gemeinden oder der Kanton), hört bereits im Einbürgerungsverfahren zu wenig auf die untergeordneten Instanzen. So haben die Kantone zwar formal ein Antragsrecht, in der Praxis aber kaum etwas zu sagen.

Ein hoher kantonaler Migrationsbeamter beklagt, dass er zwar immer wieder Hinweise liefere – das BfM diese aber meistens ignoriere. Damit das BfM die Einbürgerung verweigere, brauche es «sehr viel». Selbst ein Eintrag im Strafregister genüge nicht. Nach Ansicht des BfM ist ein Strafregistereintrag unproblematisch, sofern sich der Einbürgerungswillige bis sechs Monate nach Ablauf der Probezeit einer bedingten Strafe nichts mehr habe zuschulden kommen lassen. Zahlen des Bundesamts für Migration bestätigen die lasche Praxis: Im Jahr 2012 wurde in gut zwei Prozent oder 266 von 11179 Fällen die erleichterte Einbürgerung gestoppt, weil dem BfM neue Erkenntnisse vorlagen. Ein hoher Anteil daran betraf nach Einschätzung von Migrationsbeamten eine Scheinehe, was allerdings nicht statistisch erfasst wird.

Sehr kleines Risiko, erwischt zu werden

Ist der Ausländer dann erst einmal eingebürgert, hat er erst recht nichts mehr zu befürchten. Theoretisch kann die Staatsbürgerschaft wieder aberkannt werden, wenn innerhalb von acht Jahren herauskommt, dass die Voraussetzungen nicht gegeben waren. Doch auch dies findet sehr selten statt: Seit 2003 eröffnete das BfM 1362 Verfahren zur Aufhebung der Staatsbürgerschaft wegen einer Scheinehe oder ähnlichem – weniger als 0,4 Prozent der im selben Zeitraum eingebürgerten 436 000 Personen.

Und längst nicht alle entsprechenden Verfahren zieht das BfM durch. Effektiv werden nur 0,2 Prozent der Einbürgerungen wieder annulliert. Zwischen 2003 und 2012 entspricht das mageren 504 Fällen. Angesichts dieser Zahlen erstaunt die Blüte der Scheinehe nicht: Das Risiko, erwischt zu werden, ist sehr klein. ○



*Ist ein Hauskauf
auch gesund für
Ihre Finanzen?
UBS Financial
Health Check.*

Jetzt Termin vereinbaren:
Telefon 0800 868 402 oder
www.ubs.com/financialhealthcheck

Vermögensverwaltung ist unser Handwerk seit 1862.
Mit UBS Financial Health Check bieten wir Ihnen bei grösseren
Veränderungen der persönlichen oder finanziellen Situation
eine ganzheitliche Finanzberatung. Diese fundierte Analyse
geht über Anlagen hinaus und identifiziert Handlungsbedarf
und Opportunitäten in allen Bereichen Ihrer Finanzen.
Gerne beraten wir Sie persönlich mit neusten Werkzeugen.
Wo immer Sie es wünschen.

Best Bank in
Switzerland



Wir werden nicht ruhen





Privatfehden und Lieblingsfeinde: Mörgeli (SVP).



Gefährliche Eigendynamik: Badran (SP).



Tägliche Provokation: Wermuth (SP).

Verblödungsfalle Twitter

Der rasante Kurznachrichtendienst Twitter entlarvt tückisch seine Benutzer. Politiker machen sich lächerlich. Journalisten offenbaren ihre ideologischen Triebe. Das Gezwitscher ist auch ein System der sozialen Kontrolle. Vorsicht ist gefragt. Von *Andreas Kunz (@andikunz)* und *Ronnie Grob (@ronniegrob)*

Er wollte wohl bloss ein guter Chef sein und die neueste Errungenschaft seiner Beamten bewerben, doch mit dieser Twitter-Mitteilung setzte sich Innenminister Alain Berset (SP) Anfang März in die Nesseln: «Gemäss der neuen App von Meteosuisse hellt sich heute der Himmel über Bern auf. Manchmal beeinflusst der Himmel die Politik.»

Kurz darauf landete die Aktion in der Presse: «Heikler Tweet von Bundesrat Berset», titelte die Online-Ausgabe des *Tages-Anzeigers*. Die privatwirtschaftlichen Meteo-Anbieter empörten sich: «Kaum ist die neue App von Meteo Schweiz aufgeschaltet, macht ein Bundesrat Werbung für eine steuerfinanzierte Bundesbehörde, welche die privaten Anbieter konkurrenziert», sagte Peter Wick, CEO von Meteonews. Medienrechtsprofessor Urs Saxer ergänzte: «Ich finde es punkto Wettbewerbsneutralität heikel, wenn sich ein Bundesrat auf diese Weise starkmacht für einen Dienst, der, anders als viele andere Bundesdienste, in Konkurrenz zu privaten Anbietern steht.» Schliesslich habe der Tweet eines Bundesrates «marketingtechnisch ein starkes Gewicht».

Soziale Medien können gefährlich sein – egal, ob für Bundesräte, Parlamentarier, Journalisten oder andere prominente Meinungsmacher. Vor allem der Kurznachrichtendienst Twitter lädt dazu ein, sich schnell und unüberlegt die Finger zu verbrennen. 140 Zeichen hat man zur Verfügung, um seine Meinung in die Welt herauszuschicken, wo jedermann sie sehen und an seine eigenen Leser («Follower») weiterleiten («retweeten») kann. Von der Idee über das Tippen der Nachricht bis zur Publika-

tion dauert es nur wenige Sekunden – und schon ist der Fehler passiert und für alle einsehbar. Oft folgen darauf Verharmlosungen, öffentliche Entschuldigungen oder heimliche Löschaktionen – auch wenn gelöschte Tweets weiterhin sichtbar bleiben (zum Beispiel unter www.politwoops.eu).

Freilich verhalten sich die meisten der rund achtzig Parlamentarier, die aktuell bei Twitter registriert sind, in ihren Tweets genauso wie unter der Bundeshauskuppel: eher zurückhaltend, bieder, der eigenen Imagepflege verpflichtet. Sie twittern Vorstösse, kommentieren verlinkte Zeitungsartikel oder werben für ihre Auftritte in Radio und TV. Trotzdem lassen sich aus ihren Tweets oft Rückschlüsse ziehen. Meist unfreiwillig verraten sie dem Leser, ob jemand engagiert oder gelangweilt, dünnhäutig oder souverän, charmant oder frei von jeglicher Selbstironie ist.

Von den Bundesräten ist Alain Berset bisher der einzige, der ein Twitter-Konto eröffnet hat. Laut seiner Pressestelle verfasst der Innenminister seine Mitteilungen höchstpersönlich, «ohne systematisches Gegenlesen» durch seine Kommunikationsprofis. Vielleicht hatte sich deshalb schon bei seinem allerersten Tweet als Bundesrat ein Fehler eingeschlichen:



Es ist zwar bloss ein Tippfehler, aber die Bewohner des schaffhausischen Beringen hätten den Hinweis auf ihre Gemeinde wohl lieber korrekt geschrieben gesehen.

Für die grössten Schlagzeilen in jüngster Zeit sorgte ein Tweet der Zürcher SP-Nationalrätin Jacqueline Badran. An der Jubiläumsfeier von Radio1 in Zürich beschwerte sie sich zwei Minuten vor Mitternacht per Twitter über einen «scheiss Türsteher», der sie aus dem Lokal geworfen hatte, weil sie das Rauchverbot ignorierte – sowie über *Weltwoche*-Redaktor Alex Baur, der ihr angeblich nicht beigestanden sei. Es folgten zahlreiche weitere Tweets, unter anderem auch von Nationalrat Bastien Girod (Grüne) und dessen Verlobter, die als Beteiligte die Geschichte ebenfalls kommentierten. Die Journalisten verfolgten Badrans Partyerlebnisse und deren Nachwirkungen live per Twitter. Ihre Artikel lösten wiederum neue Twitter-Kommentare aus. Es entstand eine Eigendynamik, bei der am Ende für Badran nur der gute Vorsatz übrigblieb, nicht mehr unbedacht zu twittern.



Bei anderen Politikern gehört die Provokation – auch über Twitter – zum täglichen Geschäft. Nationalräte wie Christoph Mörgeli (SVP) oder Cédric Wermuth (SP) lassen keine Möglichkeit aus, um ihre Agenda voranzutreiben:



Christoph Mörgeli
@ChrMoergeli

Mit all den energiepolitischen Windfahnen im Parlament (Gasche & Co.) könnte man für etwa 100 Jahre Windenergie gewinnen. #fb

14. Mär 13 9:43 vorm.



Cédric Wermuth
@cedricwermuth

Mit Verlaub, aber was soll das genau bringen, wenn #Freysinger die Flagge abhängt? Braun sein ist ok, aber einfach nicht zeigen bitte?

27. Mär 13 8:38 nachm.

Der in Wermuths Tweet angesprochene Oskar Freysinger hat kein eigenes Twitter-Profil. So hat er wohl bis heute auch nicht mitbekommen, dass sein neuer Kollege im Walliser Staatsrat, Jean-Michel Cina (CVP), eine Pressemeldung über die ominöse Reichskriegsflagge im Keller seinen 721 Followern weitergeleitet hatte. Kaum war Freysinger gewählt, machte sein künftiger Regierungskollege per Twitter also schon mal öffentlich Stimmung gegen den offensichtlich unwillkommenen neuen Kollegen.

Begegnen sich zwei Lieblingsfeinde auf Twitter, kann es selbst unter Parlamentariern manchmal zu Twitter-Gefechten kommen wie diesen März, als die Zürcher Nationalrätin Kathy Riklin (CVP) ihren Kollegen Christoph Mörgeli (SVP) beschuldigte, Kommissionsgeheimnisse an die *Weltwoche* verraten zu haben. Mörgeli antwortete auf Riklins Vorwurf per Twitter:



Christoph Mörgeli
@ChrMoergeli

Ich verlange von CVP-Riklin Beweise. Hat sie keine, steht sie dumm da.

07. Mär 13 4:13 nachm.

Worauf Riklin, statt den Kollegen während der Session im Parlament persönlich darauf anzusprechen, am folgenden Tag twitterte:



Kathy Riklin, Zürich
@KathyRiklin

CMs gewohnte Strategie: Gegenangriff! Mörgeli schliesst vom eigenen (Fehl)verhalten auf das Handeln der anderen. Typisch, aber grundfalsch!

08. Mär 13 3:00 nachm.

Zu solchen Privatfehden kommt es auf Twitter immer wieder. Normalerweise organisieren sich die Nutzer aber genauso wie in der realen Welt: Menschen mit gemeinsamen Interessen finden zu Grüppchen zusammen, die am liebsten unter sich bleiben. Eine Sprachanalyse der amerikanischen Princeton-Universität untersuchte die Nutzung von Twitter und stellte fest, dass bestimmte Wörter sozialen Gruppen zugeordnet werden können. Die jugendlichen

Justin-Bieber-Fans blieben mehrheitlich unter sich auf Twitter und auch jene, die sich für Homöopathie interessieren oder für Politik.

Das ist bei Journalisten nicht anders. Auch sie interagieren vorwiegend untereinander sowie mit Vertretern ihres Themengebiets. Twitter ist für sie eine Art digitale Wandelhalle, wo sie mit Zuschauern, Lobbyisten und Politikern zusammentreffen. Genauso wie abends in der Bar, wird per Twitter geklüngelt und oft genug bloss die eigene Meinung bestätigt – so dass in der daraus entstehenden Debatte, der sogenannten «Timeline», zunehmend Einfalt und Eitelkeit herrscht.

Immerhin: Twitter liefert Transparenz. Wer sich die Mühe macht, die Tweets von prominenten Meinungsmachern zu durchforsten, entdeckt oft eine Haltung, die der Betreffende kaum in ein Mikrofon aussprechen würde.

Schlafen ist sinnlich.
Spüren Sie den Unterschied?

roviva 1748

Matratzen- und Bettenfabrik, www.roviva.ch

Magazin-Chefredaktor Finn Canonica zum Beispiel twitterte bereits 2009: «Hasse Zurich am samstag, zuviele provinznuesse». Und Ende 2012 meinte er:



Finn Canonica
@finncanonica

Umfragen zeigen, dass die Bevölkerung zu Europa so distanziert ist, wie noch nie. Und? Als ob gute Politik sich um Umfragen kümmern sollte.

26. Nov 12 8:06 nachm.

Journalisten sind keine Meinungs-Eunuchen, sie dürfen ihre Standpunkte freiheraus sagen. Problematischer wird es, wenn Personen Kommentare abgeben, von denen Unbestechlichkeit und Unabhängigkeit gefordert wird. Roger Blum, Präsident der Unabhängigen Beschwerdeinstanz für Radio und Fernsehen (UBI), twitterte am 28. März nach der «Rundschau»-Sendung, in der Nationalrat

Christoph Mörgeli zum Rücktritt aufgefordert wurde:



Roger Blum
@BlumRoger

Im Vergleich zu den von Mörgeli betreuten Dissertationen ist der Fall Schavan ein Klacks. Die Universität Zürich ist jetzt echt gefordert.

28. Mär 13 1:32 nachm.

Man fragt sich: Kann jemand, der so früh in aller Eindeutigkeit urteilt, in diesem Fall noch als unabhängige Beschwerdeinstanz walten?

Die Unmittelbarkeit von Twitter ist ebenso gefährlich wie reizvoll. Bei Politikern wie Prominenten bekommt man ihre Standpunkte direkt und ohne PR-Filter mitgeteilt. Nicht selten offenbaren sie mehr, als es die Absender wünschen. Zu den eifrigsten Twitterern gehört zum Beispiel der Satiriker Viktor Jacobbo, der mit seinen Tweets meist angriffig und amüsant das Weltgeschehen kommentiert – sein eigenes Glaskinn aber oft nicht zu verbergen vermag. Als letzte Woche die *Aargauer Zeitung* es zum Beispiel wagte, seine Sendung zu kritisieren, revanchierte sich Jacobbo auf Twitter gleich mit drei Tweets, in denen er die Zeitung ins Lächerliche zu ziehen versuchte, darunter der folgende:



Viktor Jacobbo
@viktorgiacobbo

So, und jetzt auch die Quote von "G/M im Circus Knie": 39.2% Marktanteil = 670'000 Zuschauer. Noch Fragen, AZ?

05. Apr 13 2:57 nachm.

Einen unverstellten Blick in seinen Gefühls Haushalt gewährt auch der Radrennfahrer Fabian Cancellara. Nachdem die *Berner Zeitung* im März ein Inserat mit einem Rennfahrer schaltete, auf dem das Wort «Fixerstübli» stand, sprach Cancellara auf Twitter von einer «beschämenden Kampagne». Die Zeitung habe mit ihm «soeben einen Abonnenten verloren». Kaum hatten die Medien Cancellaras Gefühlsausbruch entdeckt und für ihre eigenen Spalten aufbereitet, wurde es dem Radstar ungemütlich, und er machte seine Tweets wieder rückgängig.

Bevor man auf Twitter den Knopf zum Absenden drückt und seine Botschaft in deren Welt herausschickt, sollte man genau über den Inhalt nachgedacht haben. Nur, weil nach dem Drücken meist gar nichts passiert, heisst das nicht, dass nicht plötzlich Hunderte Bomben explodieren können. Twitter hat etwas herrlich Anarchisches und Entblössendes, schon wenige Zeichen Text können ganze Kommunikationskonzepte zum Einsturz bringen. An sich ist Twittern nur eine weitere Form des Erzählens, doch so, wie es die Menschen nutzen, bringt es einiges zutage, das sonst verdeckt bliebe. Freunde der Wahrheit haben allen Grund, dieses Werkzeug zu schätzen. ○

Kastrierte Sprache

An den Schulen herrscht das Gegenteil von Klartext. Freche Kinder werden zu «herausfordernden Schülern». Dieses frisierte Pädagogendeutsch ist weder ehrlich noch hilfreich. Eine Übersetzungshilfe.

Von Peter Keller

Verständlichkeit kommt von Verstand. Und Unverständlichkeit? An den Schulen herrscht eine Sprache, die für Laien, Eltern und politische Verantwortungsträger kaum mehr einsichtig ist. Diese Entwicklung hat offenbar System. Das Pädagogendeutsch setzt auf das Prinzip Vermeidung. Man drückt sich vor klaren Ansagen. Ein Beispiel: Dumme oder faule Schüler gibt es in dieser Welt nicht mehr, es sind jetzt einfach Kinder mit «Lerndefiziten» oder mit «besonderem Bildungsbedarf». Das ändert nichts an der Tatsache, dass in einer Klasse junge Menschen mit ganz unterschiedlichen Voraussetzungen sitzen und nicht jeder zum Physiker geboren ist. Oder zum Spitzensportler oder zur Konzertpianistin.

In kaum einem Bereich ist die Kastrierung der Sprache schon so weit gediehen wie an den Schulen. Es herrscht die ständige Angst, gegen irgendein Diskriminierungsverbot zu verstossen. Lehrer werden zu Lehrpersonen, Lehrlinge zu Lernenden, Schulleiter zu Schulleitenden. Eine Sprache wie flüssiges Plastik.

Der Volksmund macht sich längstens lustig über Schwurbel-Begriffe wie «verhaltensoriginell» oder «verhaltensauffällig». Es gibt nun einmal Schüler ohne Kinderstube, die frech, fordernd, egoistisch auftreten. Man muss ja nicht gleich den verbalen Hammer hervornehmen und diese jungen Menschen als verzogene Rotzbengel abtun. Nur: Wer sich schon weigert, das Grundübel zu benennen – eine mangelhafte Erziehung, rücksichtsloses Verhalten –, wird das Problem nie erfolgreich angehen können. Mittlerweile ist auch bei den Bildungsschwurblern angekommen, dass die breite Bevölkerung solche Beschönigungsformeln durchschaut hat. Die Wortflucht geht weiter. Neu heissen freche Kinder:

«Herausfordernde Schüler» — Schüler, die im Unterricht eine besondere Zumutung darstellen. Weil sie ungezogen sind, rücksichtslos, die Mitschüler drangsaliieren und einen vernünftigen Unterricht verunmöglichen. Wer hier die wahren Ursachen verwedelt, hilft weder dem «herausfordernden Schüler» noch der betroffenen Lehrperson.

«Intervenieren» — Oder wie Akademikerpädagogen es beschreiben: «Kompetenzen, die für die Durchführung und Entwicklung von einschreitenden Massnahmen in Bezug auf Personen oder Systeme erforderlich sind.» Etwas weniger bombastisch ausgedrückt: «In-

tervenieren» heisst für Ruhe und Disziplin sorgen, einschreiten, Konflikte lösen.

«Ergebnissicherung» — Der schlichte Vorgang, dass ein Lehrer an der Wandtafel (oder in einem anderen Medium) die wichtigsten Inhalte seiner Lektion festhält und die Klasse es ihm gleichtut.

«Input» — Die (viel zu) seltenen Minuten, in denen der Lehrer seiner Klasse tatsächlich etwas beibringt. Hiess früher einmal unterrichten, wurde dann als «Frontalunterricht» schlechtgeredet. Weil Frontalunterricht nach wie vor eine äusserst effektive Form der Wissensvermittlung darstellt, wird er immer noch in Schulzimmern praktiziert – allerdings heimlich.

«Fachberater» — Hiess früher einmal Fachinspektor und besuchte regelmässig Klassen und Lehrpersonen, um von aussen die Qualität des Unterrichts einzusehen. Da der Begriff «Inspektor» offenbar zu militärisch rüber-

Dumme oder faule Schüler sind jetzt einfach Kinder mit «besonderem Bildungsbedarf».

kam, wurde er zum Berater weichgespült.

«Fördern» — Unter «fördern» könnte der gewöhnliche Bürger tatsächlich etwas verstehen, aber wehe, die Hochschulpädagogen beginnen, Selbstverständlichkeiten zu definieren. In korrektem Akademikerdeutsch heisst fördern: «Kompetenzen, die für die Diagnose und die gezielte Förderung von Personen in integrativen oder separativen Arrangements erforderlich sind.» Aha.

Seitdem die Lehrerausbildung akademisiert wurde und auch Primarlehrerinnen und Primarlehrer an eigens geschaffenen Hochschulen studieren müssen, greift das Pädagogendeutsch noch mehr um sich. Es ist eine Sprache, die selbst für Eingeweihte schwer zu begreifen ist und davon lebt, das Selbstverständliche aufzuplustern. Wenn die Pädagogische Hochschule Bern sich über die Lehrerausbildung äussert und erklärt, wie der ideale Unterricht auszusehen hat, tönt das so: «Die Lehrperson gestaltet den Unterricht auf der Basis eines kognitiv-konstruktivistischen Lernverständ-

nisses unter Berücksichtigung von aktuellen, unterrichtsrelevanten Forschungsergebnissen. [...] Sie [die Lehrperson] verfügt über ein Integrationsverständnis, das auf der Vision der Inklusion beruht.»

Hier macht sich eine Pseudowissenschaft ihre Kundschaft untertan. Die Lehrbefähigung wird von Bildungsakademikern erteilt, und entsprechend lautet der Deal: Nur wer dieses Geschwurbel brav wiederkaut und das von den Hochschulpädagogen verordnete «Integrationsverständnis» teilt, bekommt am Ende der Ausbildung sein Diplom. Die pädagogischen Hochschulen werden so zu ideologischen Schleusen. Das bestimmende Welt- und Menschenbild entstammt der Rumpelkammer der 68er: Alle Menschen sind gleich. Weil nach Marx und seinen Enkeln allein die äusseren Faktoren für Ungleichheit sorgen, sind diese gesellschaftlichen Unterschiede möglichst auszumerzen.

Dass Begabungen individuell gefördert werden, ist an sich eine gute Sache. Nur geht die Forderung nach «Chancengerechtigkeit» – ein Tarnbegriff für das Gleichheitsgebot – viel weiter. Die Pädagogische Hochschule Nordwestschweiz möchte ganz grundsätzlich «soziale und strukturelle Diskriminierung» im Bildungssystem vermeiden. Allerdings laufen solche Bemühungen darauf hinaus, klare Leistungsbeurteilungen wie Noten abzuschaffen oder Hausaufgaben zu verbieten, weil sonst Kinder aus «bildungsfernen» Haushalten benachteiligt würden. «Insbesondere die Zuweisung in Klein- und Sonderklassen sowie die Repetitions- und Übertrittsverfahren geben dabei Anlass, die Frage der Chancengerechtigkeit zu diskutieren», schreibt die PH Nordwestschweiz. Mit anderen Worten: Um das Gleichheitsideal wenigstens vordergründig aufrechterhalten zu können, werden selektive Vorgänge wie Aufnahmeprüfungen unterbunden. Die Folge: Das allgemeine Bildungsniveau sinkt schleichend.

«Heterogenität» bzw. «heterogene Lerngruppe» — Die banale Tatsache, dass in einer Klasse Mädchen und Jungen, Schweizer und Ausländer, intelligente und weniger intelligente Schüler sitzen. Bis zu einem gewissen Grad ist diese Vielfalt normal und auch erwünscht. Aber mittlerweile ist die Sache gekippt: Heterogenität wird von oben verordnet und bis über die Schmerzgrenzen hinaus künstlich hergestellt. Zum Beispiel durch:



Hier macht sich eine Pseudowissenschaft ihre Kundschaft untertan.

«**Inklusion**» bzw. «**integrative Pädagogik**» — Unter dem vorherrschenden Gleichheitsgebot werden alle Kinder, auch solche mit Behinderungen, in ein Schulzimmer gepfercht. Zusätzlich werden «altersdurchmischte» Klassen geschaffen, also mehrere Jahrgänge zusammengelegt. Was früher in abgelegenen Gemeinden eine Notlösung war, wird mittlerweile vielerorts in Versuchsklassen bewusst herbeigeführt. Mit «sonderpädagogischen Massnahmen» wird dann versucht, die Folgen der absichtlich hergestellten «Heterogenität» wieder abzumildern. Sozialpädagogen, Lernhilfen, Therapeuten usf. nehmen Kinder mit

«besonderem Bildungsbedarf» aus der Klasse oder arbeiten mit ihnen in angrenzenden offenen Nebenräumen, was wieder für zusätzliche Unruhe sorgt.

«**Selbstorganisiertes Lernen**», auch bekannt als «**selbstgesteuertes Lernen**» — Kinder arbeiten selbständig, eigenverantwortlich und in ihrem eigenen Lerntempo. Dafür stehen «Lernateliers» und «Lernangebote» zur Verfügung. Die Lehrperson wirkt im Hintergrund als gütiger «Coach», der sich nur bei Bedarf einbringt. Schöne neue Zuckerwattenwelt. Dahinter steckt eine perfide Umkehrung

des Prinzips Verantwortung: Kinder sind eben Kinder, weil sie ein gewisses Mass an Fürsorge und Führung brauchen. Ein strukturierter Unterricht mit klaren Regeln und Anweisungen (und auch Kontrollen) hilft den meisten Schülern.

«**Risikogruppen**» — Wieder ein schönes Beispiel aus dem Fundus der Flucht- und Vermeidungssprache. In der «Risikogruppe» befinden sich in der Regel Kinder mit Migrationshintergrund (politisch unkorrekt, aber Tatsache) und aus zerrütteten Familienverhältnissen.

«**Klassenmanagement**» — Man mag zwar die Manager draussen in der Welt der Wirtschaft nicht besonders, aber Klassenmanagement tönt halt irgendwie doch cooler als Klassenführung. Was der Begriff «Klassenmanagement» immerhin offenlegt: Letztlich läuft erfolgreicher Unterricht darauf hinaus, dass die Lehrperson der Chef im Unternehmen Klasse ist und sagt, wo's langeht. Damit wäre aber auch klar, wer die Verantwortung für das Unternehmen trägt: nämlich der Chef, also der Lehrer.

«**Situationsadäquat**» und «**adressatenspezifisch**» — Wörter wie Pfaue. Es geht schlicht darum, dass sich Menschen angemessen verhalten. Man kaut schliesslich während einer Beerdigung auch nicht Kaugummi.

«**Individualisierter Unterricht**» — Der Lehrer soll auf die unterschiedlichen Lerntempi und Niveaus seiner Schüler eingehen, im besten Fall ein spezielles Unterrichtsmenü für jeden seiner zwanzig Kunden zubereiten. Das sind unmögliche Forderungen. Mit einem nahrhaften Tagesteller für alle hat ein Lehrer schon viel erreicht.

Der Cicero-Preis für besonders exzessives Pädagogendeutsch geht zum Schluss an Prof. Dr. Fritz C. Staub, zuständig für Gymnasialpädagogik an der Universität Zürich. Er plädiert für eine engere und wechselseitige Zusammenarbeit von Forschung und Praxis. In seinen Worten klingt das dann so: «Am Beispiel des Fachspezifisch-Pädagogischen Coachings wird für eine Entwicklungsforschung plädiert, in der Akteure aus Wissenschaft und Praxis theoriebasierte Settings und Werkzeuge ko-konstruieren, die für die Weiterentwicklung von Praxis genutzt werden können. Die exemplarische Dokumentation von Tatbeweisen innovativer Praxis und die zu ihrer Realisierung verwendeten Werkzeuge, Settings und Strategien führen zu Prototypen, die zur Replikation an weiteren Orten dienen können und zugleich neue Gegenstände für empirisch-analytische Forschung schaffen.» Urbi et Schwurbi. ○

«Und die Erde erwärmt sich doch»

Wird es immer wärmer? Stimmt die Behauptung, der Mensch sei am Klimawandel schuld? Der Berner Uniprofessor Thomas Stocker gehört zu den anerkanntesten Klimaforschern der Welt und nimmt im Gespräch ausführlich Stellung. *Von Markus Schär und Gian Marco Castelberg (Bilder)*

Sehnen Sie sich auch nach dem Frühling, Herr Stocker?

Ich finde jede Jahreszeit faszinierend; ich geniesse das Privileg, in einem Land zu leben, wo es klare Jahreszeiten gibt. Ich arbeitete schon an Orten, wo der Winter direkt in den Sommer überging. Dieses Jahr kommt es mir hier auch so vor.

Sie glauben also daran, dass es irgendwann Sommer wird?

Ja, das ist das absolut deutlichste Signal, das wir beobachten. Die klare Abfolge der Jahreszeiten ist gegeben durch die schiefe Stellung der Erdachse im Sonnensystem. So einfach ist das.

Hoffen Sie auf den Sommer, damit Sie keine Witze mehr anhören müssen, wann die Klimaerwärmung endlich komme?

Damit kann ich leben. Wir alle sind der Klimaerwärmung ausgesetzt, aber eben auch dem Wettergeschehen. Seine natürlichen Variationen konnten wir in den letzten 130 Jahren mit einem globalen Messnetz beobachten; wir können also die normalen Schwankungen abschätzen. Nicht jeder Frühling ist gleich, er kann unter dem Einfluss der Strömungen im Pazifik stehen, also von El Niño (erwärmend) oder La Niña (abkühlend), oder auch eines grossen Vulkanausbruchs. Das beeinflusst und beeindruckt uns alle im Alltag – also inspiriert es uns auch zu Witzen.

Wie erklären Sie den Leuten die kälteren Winter der letzten Jahre?

Es gibt in der Schweiz keine lange Serie von kalten Wintern, jeder war anders. Grundsätzlich sage ich den Leuten: «Sie dürfen nicht auf die Temperaturen in einem Winter und von einer Station schauen, sondern müssen die vielen Jahre von sehr präzisen Beobachtungen betrachten, wenn Sie den langfristigen Trend erkennen wollen.» Und spezifisch zu diesem Winter gibt es ja Erklärungsansätze in der Wissenschaft.

Einige Kollegen führen die hartnäckigen Bisenlagen gerade auf das Abschmelzen des Eises in der Arktis zurück.

Ja, es gibt Hinweise aus einzelnen Studien – ich würde noch nicht von robustem Wissen sprechen –, dass die geringere Eisbedeckung der Arktis die Statistik beeinflusst, wie häufig dort Hochdruckgebiete auftreten. Diese wirken sich ja stark auf das Witterungsgeschehen in

unseren Breitengraden aus, wie wir täglich erleben.

Die deutschen Kollegen, die diese Hypothese entwickelt haben, verkünden sie in den Medien als Wahrheit.

Ich verfolge nicht, was diese Kollegen sagen, und es ist nicht an mir, das zu kommentieren. Klar ist einfach: Wir müssen das Kommunizieren des grossen Problems der Klimaerwärmung rational angehen, also faktenorientiert informieren – dies gilt für alle Beteiligten. Das ist heute eine grosse Herausforderung, da alles in die 140 Zeichen eines Tweets passen soll. Bei einem so komplexen Thema geht das nicht: Wir müssen einerseits die Fakten kommunizieren, andererseits aber gerade auch die Unsicherheiten.

Die Erkenntnis der Kollegen liess sich locker vertwitern: «Die kalten Winter kommen von der Klimaerwärmung.»

Das ist die Aussage von ein, zwei Publikationen, aber noch kein wissenschaftlicher Konsens; einen Konsens zu bilden, ist ein harter Job. Wir können beim IPCC nicht jede einzelne Studie von allen Instituten weltweit aufnehmen. Es ist möglich, dass es im kommenden Bericht eine Aussage dazu gibt, wie die Eisbedeckung der Arktis die Statistik von Hochdruckgebieten beeinflusst. Aber vorläufig sind wir da noch am Arbeiten.

Wir Laien hätten einfach lieber Experten, die voraussagen, was kommt, als Experten, die hinterher erklären, warum es nicht so gekommen ist.

Das ist richtig. Deshalb schauen wir beim IPCC auch regelmässig zurück: Was haben wir im ersten Bericht von 1990 gesagt, was im zweiten von 1995, im dritten von 2001 und im vierten von 2007? Wir können nachvollziehbar zeigen, dass die Projektionen der mittleren globalen Temperatur bereits 1990 extrem gut lagen. Wir hatten also schon damals die wichtigen Blöcke des Wissens beisammen, um – selbstverständlich innerhalb der Unsicherheiten – die Temperaturentwicklung zuverlässig abzuschätzen. Aber wir behaupteten früher nie und behaupten jetzt nicht, wir könnten die Temperatur in zehn Jahren prophezeien. Eine solche kurzfristige Voraussage ist nicht möglich und wird nie möglich sein. Es gibt den Trend, aber er wird überlagert von kurzfristigen Schwankungen. Das haben wir immer so kommuniziert.

Wir würden die Theorie der kalten Winter eher glauben, wenn sie nicht von denselben Leuten käme, die noch vor zehn Jahren sagten, unsere Kinder würden keinen Schnee mehr erleben.

Genau darum halten wir uns beim IPCC mit solchen Aussagen zurück.

Sie betonen, Sie hätten die Temperaturentwicklung richtig vorausgesagt. Aber genau das ist doch umstritten. Im Entwurf Ihres Berichtes, der im Herbst 2012 in die Begutachtung ging, zeigten Sie selber in einer Grafik, dass die Temperaturen der letzten Jahre tiefer liegen als alle Projektionen des IPCC.

Wir sind gegenwärtig am unteren Rand, wenn Sie die letzten zehn Jahre anschauen, aber innerhalb der kommunizierten Unsicherheiten.

Der allerunsichersten Unsicherheiten.

Genau deswegen geben wir Unsicherheiten an. Aber wir müssen auch schauen: Gab es früher schon Perioden, in denen die globale Temperatur zehn oder fünfzehn Jahre stagnierte? Tatsächlich finden Sie mehrere solche Fenster in den letzten hundert Jahren. Das ist also nichts Aussergewöhnliches.

Der IPCC-Vorsitzende Rajendra Pachauri räumte kürzlich ein, bei der Klimaerwärmung gebe es inzwischen siebzehn Jahre Stillstand.

Ich kann nicht vorschreiben, was irgendwelche Kollegen sagen.

Er ist immerhin Ihr Chef.

Meine Funktion ist es, mit dem internationalen Autorenteam den Stand des Wissens zusammenzufassen; daran arbeiten wir im Moment. Aus den Studien zu genau dieser Frage geht hervor: a) ist eine solche Stagnation nicht ungewöhnlich, b) werden wir solche Phasen auch in Zukunft sehen, und c) das ist wohl der wichtigste Punkt, gibt es inzwischen über hundert Simulationen der Klimaentwicklung mit den neusten Modellen. Die Frage stellt sich also: Sehen wir Simulationen, die im Zeitraum zwischen 1998 und 2012 keine starke Erwärmung zeigen? Und solche Simulationen werden wir finden, nicht viele, aber eine oder zwei. Wir leben einfach in einer Realisierung des Klimasystems mit seinem Chaos der natürlichen Variabilität – in der einzigen beobachteten von vielen physikalisch möglichen.

Sie würden also nie sagen, dass wir siebzehn Jahre Stillstand der Klimaerwärmung beobachten? >>>



«Kurze Phase der Temperaturstagnation»: Klimaspezialist Stocker.

Hohe Ehre

Der Berner Thomas Stocker ist derzeit der wichtigste Klimaforscher der Welt.

Ausgerechnet der Schweizer wurde als Erster nicht von einer Regierung ernannt, sondern von den Kollegen demokratisch in sein hohes Amt gewählt: Darauf weist Thomas Stocker mit berechtigtem Stolz hin. In einer Kampfwahl erkoren ihn die Mitglieder des Intergovernmental Panel on Climate Change (IPCC) 2008 zum Vorsitzenden der Working Group I (WG I); Zusammen mit dem Chinesen Dahe Qin, der sich bereits beim letzten Bericht bewährte, führt der 54-jährige Berner Professor für Klima- und Umweltphysik das Team von 250 Autoren, das für den 5. IPCC-Bericht die wissenschaftlichen Grundlagen erarbeitet – er ist also gegenwärtig der wichtigste Klimaforscher der Welt.

Das IPCC geriet in den letzten Jahren in die Kritik, weil sich einerseits in seinen Berichten offensichtliche Fehler fanden und weil sich der Weltklimarat nicht an seine eigenen Regeln hielt, nur Topwissenschaftler als Autoren einzusetzen, ausschliesslich wissenschaftlich begutachtete Studien aufzunehmen und sich nicht in die Politik einzumischen. Umso strenger setzt Thomas Stocker durch, dass sich seine Autoren an die festgeschriebenen und in den letzten Jahren verschärften Standards halten.

Zum ersten Entwurf des Berichts der Working Group I gingen von 659 Experten 21 400 Kommentare ein, zum zweiten Entwurf, den 800 Experten und 26 Regierungen begutachteten, 31 422 Kommentare. Gesammelt wurden sie alle in Bern, wo ein Sekretariat und ein Team für den technischen Support die Forscher unterstützen, bezahlt vom Bundesamt für Umwelt. Die Autoren, die sich letztmals im Januar im australischen Hobart trafen, müssen jetzt die Kommentare sichten, beantworten und verarbeiten.

Der definitive Bericht der WG I geht im Juli nochmals an die Regierungen; er wird an der IPCC-Sitzung verabschiedet, die vom 23. bis zum 26. September in Stockholm stattfindet. Die WG II (Auswirkungen auf sozioökonomische und natürliche Systeme) und die WG III (Möglichkeiten zur Beeinflussung des Klimawandels) schliessen ihre Arbeiten erst 2014 ab. Die Synthese soll an einer Klimakonferenz im Dezember 2014 vorgestellt werden, der Ort ist noch offen.

Markus Schär

Nein, schon die Assoziation von «siebzehn Jahre» und «Klimaerwärmung» ist falsch. Wenn wir von der Klimaerwärmung reden, meinen wir den langfristigen Trend, den wir in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts sehen.

Bei den Temperaturen sehen wir ihn gerade nicht.

Doch, wir erkennen die Signale in allen Komponenten des Klimasystems: an den Eisschilden, die an Masse verlieren; in den Ozeanen, die sich bis in 4000 Meter Tiefe messbar erwärmen; in der Atmosphäre, die sich in den tieferen Schichten erwärmt und oberhalb von 15 Kilometern abkühlt, also den Fingerabdruck des CO₂ zeigt. Die Last der Evidenz von 130 Jahren Beobachtungen und Prozessverständnis wiegt so schwer, dass es mehr braucht als ein paar Jahre Stagnation, um ein solches in sich schlüssiges Gebäude zu zerstören.

Was würde es denn brauchen, dass Sie einen Stillstand der Klimaerwärmung einräumen?

Sie wollen einfach eine Jahreszahl.

Nein, nur eine Grössenordnung: Reden wir von zehn oder von fünfzig Jahren?

Galileo sagte einst: «Und sie [die Erde] dreht sich doch.» Wir können sagen: «Und sie erwärmt sich doch.» Alle Indikatoren, die ich Ihnen genannt habe, deuten zusammen auf eine schlüssige Erklärung: Das CO₂ ist verantwortlich für die Erwärmung. Ein Thema, das wir im neuen Bericht auch ansprechen, ist aber die Klimasensitivität.

Also die Frage, wie stark die Temperatur steigt, wenn sich der CO₂-Anteil in der Atmosphäre (vorindustriell rund 280, heute gegen 400 Teilchen pro Million) verdoppelt.

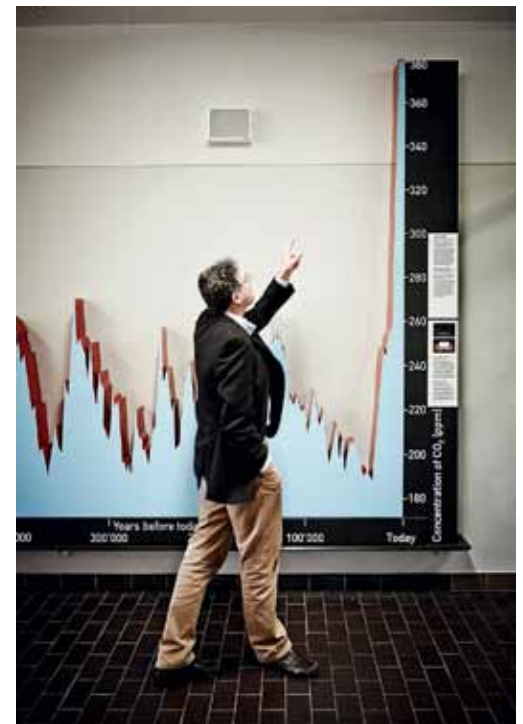
Im letzten Bericht von 2007 kamen wir auf einen Wert von 2 bis 4,5 Grad. Die Frage stellt sich jetzt: Geben die letzten fünfzehn Jahre einen Hinweis darauf, dass die Klimasensitivität eher im unteren Bereich liegt? Diese Diskussion läuft in der Wissenschaft, auch mit skeptischen Kollegen – da kann ich Sie beruhigen.

Kürzlich erklärte der TV-Meteorologe auf dem Dach, weshalb sich das Wetter vom nächsten Wochenende nicht voraussagen lasse.

Jawohl, und ich sagte meiner Frau: «Das hat er ausgezeichnet gemacht.» Die Meteorologen müssen den Zuschauern auch die methodischen Herausforderungen bei der Wettervorhersage vor Augen führen.

Wir können also das Wetter am nächsten Wochenende nicht voraussagen, wohl aber das Klima im Jahr 2100?

Das ist korrekt. Aber Sie müssen bei Ihrer Aussage ganz präzise sein: Wie wir nicht wissen, wie das Wetter in zehn Tagen ist, wissen wir auch nicht, wie es am 14. April 2100 sein wird. Aber wir können sagen: Falls die



«CO₂-Gehalt steigt weiter»: Professor Stocker.

Menschheit bis dahin weiter so viel Treibhausgas in die Atmosphäre entlässt, wird es generell in einer gewissen Spanne wärmer werden. Das schwer prognostizierbare Chaos des Wettergeschehens findet immer noch statt, aber innerhalb anderer Grenzen und mit ziemlich anderen Häufigkeiten.

Schieben Sie Ihre Voraussagen nicht einfach so weit hinaus, damit wir alle nicht mehr erfahren, ob sie tatsächlich eintreffen?

Merci für diese Frage, das ist eine super Steilvorlage. Ich kann Sie auf das Inhaltsverzeichnis unseres Berichts verweisen. Wir sagten 2009, wir hätten gerne ein Kapitel, das in die nähere Zukunft schaut, also Wettervorhersage und Klimaprojektionen zusammenbringt. Es heisst: *Near-term climate change and predictability*. «Voraussagbarkeit» ist das entscheidende Wort. Dieser Zweig der Klimaforschung ist noch relativ jung. Wir können nicht sagen, wie warm oder wie nass zum Beispiel das Jahr 2025 sein wird. Im Zeithorizont bis zirka 2035 müssen wir die verschiedensten Faktoren abschätzen: Was beeinflusst die Unsicherheiten, und wie gross sind sie?

Dann müssen wir bis 2035 warten, um zu überprüfen, ob Sie recht bekommen?

Nein. Wie gesagt, beurteilen wir beim IPCC seit 1990 Klimaprojektionen, und diese sind bis heute messbar eingetreten. Wenn Sie mich fragen: Falls es mir vergönnt ist, das Jahr 2035 geistig fit zu erleben, werde ich zurückblicken auf eine kurze Phase der Temperaturstagnation, zu der eine Kombination von verschiedenen Effekten führte – falls nicht bis dann ein grosser Vulkan ausbricht. **Der Konsens des IPCC beruht darauf, dass das menschengemachte CO₂ als Treibhaus-**

gas zur Klimaerwärmung führt. Aber dieser Zusammenhang lässt sich nur für die letzten 150 Jahre beobachten.

Schauen Sie das Plakat zu unseren Messungen am Eis aus der Antarktis über die letzten 800 000 Jahre an: Wenn das keine Korrelation zwischen Temperatur und CO₂ ist! Der CO₂-Gehalt, den wir im Eis messen können, war in Warmzeiten hoch und in Eiszeiten niedrig.

Doch die CO₂-Werte stiegen nach den Temperaturen an, das CO₂ kann also nicht die Erwärmung verursacht haben.

Über das Nachhinken der CO₂-Werte haben wir mehrmals berichtet. Allerdings muss ich aufgrund neuerer Studien wohl langsam umdenken – doch nicht in die Richtung, die Sie gerne hätten: Die Studien zeigen, dass CO₂-Werte und Temperaturen gleichzeitig stiegen. Getrieben wird die Abfolge von Warm- und Eiszeiten über 100 000 Jahre aber von den Zyklen, die der Geophysiker Milankovic 1920 beschrieb: Es kommt auf die Stellung und Schiefe der Erdachse und auf die Umlaufbahn um die Sonne an.

Eben. Können wir mit dem Einfluss der Sonne die Klimazyklen nicht viel besser erklären?

Das gilt für die vorindustrielle Zeit, als der CO₂-Anteil mehr als 30 Prozent geringer war als heute: Wir brauchen die Sonne immer als Teil der Erklärung – da haben wir keine Differenz. Aber die letzten fünfzig bis siebzig Jahre, vor allem auch die räumliche Ausprägung der Erwärmung, können wir ohne menschengemachte Faktoren nicht mehr schlüssig erklären. Warum stieg die Temperatur im 20. Jahrhundert um 0,8 Grad? Das ist ohne CO₂ nicht zu begründen.

Es gibt eine banale Erklärung: Bis ins 19. Jahrhundert herrschte eine Kleine Eis-

zeit, um 1860 erreichten die Gletscher einen Höchststand. Da ist es doch ganz normal, dass es wieder etwas wärmer wurde.

Das gilt tatsächlich für die Gletscher ein Stück weit. Aber es erklärt nicht, wie schnell sie in den letzten dreissig, vierzig Jahren abschmolzen und wie stark die Erwärmung seit Beginn des 20. Jahrhunderts war.

In der Römerzeit, als Hannibal mit Elefanten über die Alpen zog, gab es noch weniger Gletscher.

Ja, aber wir müssen uns fragen: Was war denn anders vor 2200 Jahren? Da kommt schon die Sonne ins Spiel: Aufgrund der Neigung der Erdachse gab es damals im Sommer mehr Sonneneinstrahlung, etwa 10 Watt pro Quadratmeter. Es ist offensichtlich, dass es da wärmer war.

«Wir behaupten nicht, wir könnten die Temperatur in zehn Jahren prophezeien»

Wird es Ihnen nicht mulmig, wenn die Astrophysiker sagen, dass die Sonne derzeit so schwächelt wie in der Kleinen Eiszeit des 17. Jahrhunderts?

Nein, denn die Voraussage der Sonnenaktivität ist heute noch nicht möglich, da fehlen leider genaue Daten und Modelle. Aber wir können auch nicht ausschliessen, dass eine solche Phase bereits begonnen hat. Sie wird jedoch wieder einmal enden – in der Zwischenzeit steigt der CO₂-Gehalt aber weiter, das würde nachher zu einer umso stärkeren Erwärmung führen.

Kommen wir zum Grundsätzlichen. Der Soziologe Gerhard Schulze sagt: «Wissenschaft ist eine Veranstaltung der organisierten Skepsis.»

Das habe ich so noch nie gehört.

In der Klimaforschung ist «Skepsis» ein Schimpfwort.

Der Begriff «Klimaskeptiker» wird oft verwendet, das ist so. Aber die Skepsis ist die treibende Kraft der Wissenschaft. Auch wir fragen: Ist das wirklich so? Haben wir das tatsächlich verstanden? Da unterscheidet sich die Klimaforschung überhaupt nicht von den anderen Wissenschaften.

Ihr Kollege Hans von Storch sagt aber in seinem aktuellen Buch «Die Klimafalle», die Klimaforscher hätten nicht genug über die Falsifikation nachgedacht, also das Widerlegen von Hypothesen, das allein eine Wissenschaft weiterbringt.

Das ist seine Sichtweise. Als wir damit begannen, die Klimaentwicklung der letzten fünfzig Jahre zu erforschen, arbeiteten wir doch gerade falsifizierend, indem wir alle möglichen Erklärungen testeten. Wir hätten auch zum Ergebnis kommen können: Die Erwärmung kommt zu 90 Prozent von der Sonne und zu 10 Prozent vom CO₂. Aber alle Berechnungen zeigten das Gegenteil.

War Ihr Ergebnis nicht schon in den Auftrag eingebaut, den das IPCC 1989 bekam?

Nein, der Auftrag lautete, offen und umfassend über den Stand des Wissens zur anthropogenen Klimaveränderung zu berichten.

Eben: Dass die Klimaveränderung menschengemacht ist, stand von Anfang an fest.

Überhaupt nicht. Millionen von Messdaten und das physikalische Verständnis bilden das Fundament dieser Aussage.

Hans von Storch sagt auch: «Die Debatte darüber, dass wir uns irren könnten, ist tabuisiert.» Fragen Sie sich das nie?

Die Debatte über die Periode der geringen Erwärmung kam ja vor etwa drei Jahren auf. Im IPCC wird sie nicht tabuisiert, sondern eine Gruppe sichtet und beurteilt die publizierten wissenschaftlichen Studien – also

Wir setzen auf den Schwung der Schweizer.

Volg ist im Dorf daheim – nun auch in der Westschweiz. Seit Jahrzehnten halten wir die Schweizer Fahne hoch und pflegen mit Schwung typisch schweizerische Werte. Mit ein Grund, warum immer mehr Kunden auf Volg setzen.

Volg. Im Dorf daheim.



Volg
frisch und fründlich

nicht irgendwelche Blogposts oder Traktate – zu dieser Frage: Wie oft gab es in der Vergangenheit ähnliche Phasen der Stagnation? Wie wahrscheinlich sind sie in der Zukunft? Und welche Erklärungen gibt es dafür? Daraus machen wir im Bericht eine Box von drei, vier Seiten, also eine Gesamt-schau zu diesem wichtigen Thema.

Was sind die Hauptaussagen Ihres Berichts?

Das kann ich heute der *Weltwoche* ebenso wenig sagen wie der *New York Times*.

Anders gefragt: Welche Reaktionen erwarten Sie in der Politik?

Das ist schwierig vorauszusagen. Die Klimaproblematik, das ist meine persönliche Einschätzung, steht derzeit sicher nicht zuoberst auf der Agenda, aber sie ist eng verknüpft mit der Energie- und der Ressourcenpolitik. Wir können nur hoffen, dass die Klimapolitik wieder explizit zurück auf die Agenda kommt: Viele Entscheide, die wir jetzt fällen, etwa über die Energiesysteme, wirken auf Jahrzehnte hinaus – der Bericht soll deshalb einen Beitrag leisten, damit wir sie in Kenntnis aller Tatsachen treffen.

Schon unzählige Male in den letzten Jahrzehnten sagten Klimaforscher, wenn bis zu einem bestimmten Datum nichts geschehe, sei es zu spät. Diese Daten sind alle verfallen, ohne dass etwas geschah.

Mit solchen Aussagen muss man extrem vorsichtig sein. Aber es gibt beim Klimawandel in der Tat Entwicklungen, die ab einem bestimmten Zeitpunkt nicht mehr umkehrbar sind. Ich schrieb deshalb letztes Jahr einen Artikel über «*The Closing Door of Climate Targets*»: Es fehlt die Erkenntnis, dass gewisse Klimaziele, zum Beispiel die Erwärmung unter 2 Grad zu halten, bald nicht mehr zu erreichen sind. Wir rasen in einem Auto auf die Wand zu und geben noch Gas, obwohl wir wissen, dass der Bremsweg kaum mehr reicht.

Das heisst: Die Menschheit begeht kollektiven Suizid.

Nein, aber die Anpassung an den Klimawandel und seine Auswirkungen wird sehr viel Geld kosten, also Ressourcen fordern, die wir sinnvoller hätten einsetzen können. Und sie wird zu Konflikten um diese Ressourcen führen.

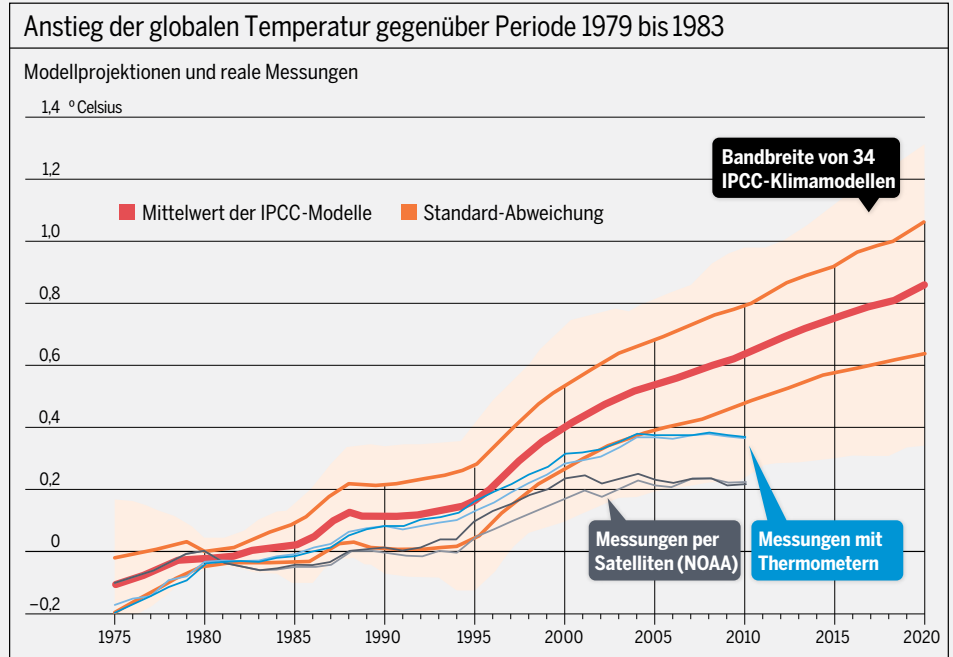
Sie machen trotzdem keinen depressiven Eindruck.

Nein, wenn ich depressiv wäre, würde das meine Fähigkeit beeinträchtigen, die Erkenntnisse der Wissenschaft zu verbreiten. Sollte ich in die innere Emigration gehen und nicht mehr über das Problem reden? Das mache ich nicht: Das Problem ist da, es ist eines der grössten der Menschheit, und wir haben die Wahl, wie gross es sein wird. Darüber will ich informieren. ○

Forschung

Lagen die Voraussagen daneben?

Seit mehr als einem Jahrzehnt steigt die globale Temperatur nicht mehr. Deshalb halten Kritiker die Klimamodelle für falsch.



Die Schere öffnet sich: Die gemessenen Temperaturen liegen unter den vorausgesagten.

«Zu den wichtigsten Fragen, die sich die Politiker stellen, gehört jene, welches Wetter wir in den kommenden Jahrzehnten erwarten müssen», sagte John Christy, als er im August 2012 in einem Komitee des US-Senats zur Klimaforschung aussagte. Bei ihren Projektionen, wie sich die Temperaturen entwickeln werden, stützten sich die Wissenschaftler auf ihre Modelle – deshalb seien diese Modelle kritisch zu überprüfen.

Der renommierte Klimaforscher, der ab 1979 die Temperaturmessung mit einem Satellitennetz entwickelte, seit 1992 an den Berichten des IPCC mitarbeitete und als Professor für Atmosphärenwissenschaften an der University of Alabama lehrt, zeigte in seinem Referat vor den Senatoren eine Grafik mit «34 Simulationen aufgrund der neusten Klimamodelle, die das IPCC für seinen nächsten Bericht verwendet»: Sie lässt seine Kollegen schlecht aussehen, denn die tatsächlich gemessenen Temperaturen liegen unter fast allen Voraussagen.

Die Grafik von John Christy sei irreführend, wendet der Schweizer IPCC-Forscher Thomas Stocker ein: «1. Die Referenzperiode 1979–1983 ist genau so gewählt, dass sie eines der beiden stärksten Warmereignisse des 20. Jahrhunderts aufgrund der Meeresströmung El Niño im Südpazifik enthält. Die Beobachtungen der nachfolgenden

Jahre zeigen logischerweise tendenziell kühlere Temperaturen. 2. Die Referenzperiode von vier Jahren ist viel kürzer gewählt als die üblichen dreissig Jahre. Die warmen Jahre erhalten somit mehr Gewicht (Differenz: 0,11 Grad). 3. Die Satellitenmessungen wurden in der Referenzperiode an die direkt gemessenen Temperaturen angepasst mit der Folge, dass sie seit 2005 um 0,17 Grad kühler sind als die direkten Messungen.»

John Christy stelle also den Modellsimulationen angebliche Beobachtungen gegenüber, die in den letzten zehn Jahren a priori 0,28 Grad zu kühl seien, kritisiert Thomas Stocker: «Seine Behauptungen entblössen sich deshalb als unwissenschaftlich und unseriös.»

Im Entwurf zum 5. Bericht, der letzten Herbst in die Begutachtung ging, verbreitete das IPCC eine ähnliche Grafik, die seine Projektionen in den bisherigen vier Berichten und die tatsächlich gemessene Temperaturentwicklung gegenüberstellte. Diese Grafik sorgte für grosses Aufsehen und für «heftige Kommentare», wie sich Thomas Stocker ausdrückt. Sie wird deshalb für die Publikation nochmals grundlegend überarbeitet. *Markus Schär*

Link: www.nsstc.uah.edu/atmos/johnchristy/docs/ChristyJR_SenateEPW_120801.pdf

Die Weltwoche jederzeit mobil verfügbar

Mit der iKiosk-App können Sie die Weltwoche bequem in der Heftdarstellung lesen. Jede der letzten 10 Ausgaben kann einzeln gekauft werden. Abonnenten registrieren sich mit der Kundennummer. Erkunden Sie die vielen Extras wie das Verschicken von einzelnen Seiten per E-Mail. Alle Dienstleistungen der App sind im Abonnement inbegriffen.



Und so funktioniert's:

1. Kostenlose App im App-Store herunterladen
2. Weltwoche wählen
3. Kundennummer im Feld «Printabo» eingeben
(Die Kundennummer finden Sie auf Ihrer Abonnementsrechnung)
4. Ihre Postleitzahl eingeben
5. Fertig



Was für eine Frau

Wie Premierministerin Margaret Thatcher die politische Landschaft Grossbritanniens umpflügte und die Welt veränderte.

Von Hanspeter Born

Minuten nachdem ihr Tod bekannt wurde, twitterte der Parlamentsabgeordnete George Galloway: «Tramp the dirt down» – ein Zitat aus dem Song von Elvis Costello: «Wenn sie dich schliesslich in die Erde legen, [...] trample ich den Boden platt.» In Glasgow und Brixton feierten junge Leute den Tod Margaret Thatchers an improvisierten Strassenpartys. Derek Hopper, ein Gewerkschaftssekretär, sprach von einem «grossen Tag». Im linken *Guardian*, der die Leser fragte, ob die Frau, die elf Jahre lang das höchste Amt im Land bekleidet hatte, ein Staatsbegräbnis verdiene, schütteten Hunderte Gülle über die Verstorbene. Auf Facebook startete jemand eine Kampagne, um Judy Garlands altes Lied «Ding-dong! The Witch Is Dead» zur Nummer eins in den Charts zu machen. Thatcher, die Hexe, Thatcher, *that woman*.

Hass und Verachtung

Es ist ungewöhnlich, dass man über Tote mit derartigem Hass und derartiger Verachtung den Stab bricht – und dies 23 Jahre nachdem die Betreffende aus dem Amt geschieden ist. Eine Lady, von der Tony Blair, ein politischer Gegner und einer ihrer Nachfolger als Premier, treffend gesagt hat: «Margaret Thatcher war eine überragende politische Figur. Sehr wenigen Leadern ist es vergönnt, nicht nur die politische Landschaft ihres Landes zu verändern, sondern diejenige der Welt. Margaret war eine solche Führerin. Ihre globale Wirkung war riesig.»

Wieso wird «Maggie» immer noch derart gehasst, und auf welche Weise hat sie die politische Landschaft umgepflügt?

Nach den in der unmittelbaren Nachkriegszeit herrschenden scharfen Gegensätzen zwischen der Labour-Partei, die Stahl, Kohle, Elektrizität, Telekommunikation und die Bahnen verstaatlichte, und den weiter dem freien Markt verpflichteten Tories näherten sich die Parteien in den späten fünfziger Jahren an. «Butskellism» – in Anlehnung an den Tory-Schatzkanzler Butler und den Labour-Führer Gaitskell – nannte man den Konsens, der aus einem milden korporativen Sozialismus und planwirtschaftlicher Steuerung bestand. Das Land fuhr damit nicht schlecht. Die sechziger Jahre sind vielen als die goldenen in Erinnerung. Die verheerenden Klassengegensätze wurden langsam überwunden, Arbeitskonflikte mit aktiver Beihilfe der Regierung beigelegt, schwächelnde Industriezweige wie die Autoindustrie mit Staatshilfe «gerettet»,

die Kultur gefördert, das Strafrecht – mit überholten Paragrafen zu Homosexualität, Scheidung, Abtreibung, Zensur – reformiert.

Das Grossbritannien der späten sechziger Jahre unter Labour-Premier Harold Wilson war ein zivilisiertes Land, das eine erstaunliche kulturelle Blüte erlebte. Es war die hohe Zeit der Londoner Bühne, der Literatur, der Sinfonieorchester, der heimischen Filmindustrie, der Satire. Die Beatles und die Stones liefen amerikanischen Popstars den Rang ab, London wurde zum Zentrum der jungen – Mode. England gewann im eigenen Land die Fussballweltmeisterschaft.

Und dann ging alles schief. Die konservative Regierung von Edward Heath, die ursprünglich der wachsenden Arbeitslosigkeit und steigenden Inflation mit monetaristischen und marktwirtschaftlichen Rezepten beikommen wollte, sah sich zu einem keynesianischen *U-turn* gezwungen. Ihre Versuche, die immer mächtiger werdenden Gewerkschaften zu zähmen, scheiterten kläglich. 1974 zwang ein Bergarbeiterstreik die Regierung dazu, eine Dreitageweche einzuführen, um Energie zu sparen. Margaret Thatcher als einzige Frau im Kabinett und als Erziehungsministerin trug die erfolglose Politik ihres Premiers, der wenig von ihr hielt, brav mit.

Heath verlor die Wahlen von 1974 und den Rückhalt in der Partei. Zu seinem grossen Erstaunen wählten ihn die Parlamentarier als Parteiführer ab und ersetzten ihn – zu seinem noch grösseren Erstaunen – durch die unerfahrene, wenig profilierte Thatcher, Tochter

Sie zeigte, dass das Land durchaus zu regieren war – vorausgesetzt, man weiss, was man will.

eines Kolonialwarenhändlers aus Grantham in der Provinz, die in Oxford Chemie studiert hatte und der die Heirat mit dem wohlhabenden Unternehmer Denis Thatcher auch als Mutter zweier Kinder eine politische Karriere ermöglicht hatte.

Unter den Labour-Premiers Wilson und Callaghan verschärften sich die wirtschaftlichen Probleme des Landes. 1977 musste die Regierung beim Internationalen Währungsfonds (IWF) einen Notkredit aufnehmen, die Inflation stieg auf 17 Prozent, die Lohnforderungen der Gewerkschaften – bis zu 90 Prozent – machten den bisherigen Sozialvertrag zunich-



«Eine der Ersten»: Margaret Thatcher in Moskau,

te. Nicht mehr die Regierung, sondern die autoritären Bosse der mächtigen Gewerkschaften – heute vergessene Männer wie Jack Jones und Hugh Scanlon – machten die Politik. Erstmals seit Weltkriegsende sank der Lebensstandard, und im sogenannten Winter of Discontent 1978/1979 kam es zu ausgedehnten Streiks. Abfallberge häuften sich, und Tote konnten nicht mehr begraben werden. Grossbritannien, «der kranke Mann Europas», galt mittlerweile als unregierbar.

Zum Erstaunen zeigte nun Margaret Thatcher, die im Mai 1979 mit komfortabler Mehrheit die Wahlen gewann, dass das Land durchaus zu regieren war – vorausgesetzt, man weiss, was man will, und man lässt sich nicht vom Kurs abbringen. Ihre Wirtschaftspolitik war radikal: Senkung des höchsten Steuersatzes von 83 auf 60 Prozent, Verdoppelung der Mehrwertsteuer von 7 auf 15 Prozent, Einstellung der Subventionen für serbelnde Industriezweige, Abschaffung von Preis- und Devisenkontrolle. Die Massnahmen, zusammen mit der durch den Ölpreisanstieg verur-



1987.

sachten internationalen Rezession, jagten die Inflation zeitweise auf 22 Prozent, und die Zahl der Arbeitslosen stieg auf über drei Millionen (12 Prozent), das Wirtschaftswachstum blieb negativ.

«The Lady's not for turning»

Im Kabinett meckerten einige – die sogenannten «Feuchten» («wets»). Und als Thatchers Schatzkanzler 1981 ein deflationäres Budget zum Abbau des Schuldenbergs vorlegte, warnen 364 Volkswirte – die Creme der britischen Nationalökonomie – davor, dass das Budget die Rezession verschlimmern und die «soziale und politische Stabilität» des Landes gefährden werde. Die Premierministerin hatte bereits im Vorjahr am Parteitag erklärt, denjenigen, die auf einen *U-turn* warteten, habe sie nur eines zu sagen: «You turn if you want to. The Lady's not for turning.» [Wortspiel mit dem Titel des Theaterstücks «The Lady's not for Burning!»] Zum Entsetzen der Medien erteilte sie den Wirtschaftsgelehrten jetzt die gleiche Antwort. Sie hielt an ihrem Kurs fest, obschon

sie im Unterhaus nicht mehr als zwei Nationalökonomern nennen konnte, die ihre Ansichten über die restriktive Geldpolitik teilten. Thatchers Umfragewerte gingen in den Keller, die Zustimmungsrate von 25 Prozent war die niedrigste aller Premiers überhaupt.

Doch siehe da, Anfang 1982 vermehrten sich die Anzeichen dafür, dass die Wirtschaft sich erhole. Im April besetzten Truppen der argentinischen Militärjunta die von 1800 Menschen und 600 000 Schafen bewohnte, 400 Kilometer vom südamerikanischen Festland entfernte britische Kolonie der Falklandinseln. Das britische Außenministerium war überrascht worden, und das Verteidigungsministerium glaubte nicht an die Möglichkeit einer Rückeroberung der Inseln. In dem von patriotischen Fieber erfassten Unterhaus sprach Labour-Führer Michael Foot vom «absoluten Recht» der Falkländer auf britischen Schutz und verlangte Taten. Die Premierministerin schickte eine Taskforce der Navy in den Südatlantik, und innert sechs Wochen waren die Inseln zurückerobert, die Inselbewohner befreit.

Thatcher, nunmehr (fast) allseits bewunderte Heldin, gewann die Wahlen von 1983 mit grosser Mehrheit und konnte nun die zweite Stufe ihrer Wirtschaftspolitik – Privatisierung von Gas, Elektrizität, Telekommunikation und Luftfahrt – zünden. Zuvor noch, während des ein Jahr dauernden, vom Demagogen Arthur Scargill ohne Urabstimmung angeordneten Bergarbeiterstreiks, brach sie die zuvor unbesiegt scheinende Macht der Gewerkschaften. Gewalt der Streikenden und Gegengewalt der Polizei sowie die unvermeidliche Schliessung unwirtschaftlicher Gruben hinterliessen in vielen Bergbaudörfern bis heute anhaltende Bitterkeit.

Die Privatisierungspolitik machte die Briten zu einer Nation von Aktionären, füllte die Regierungskasse und ermöglichte weitere Steuersenkungen. Der Verkauf von Millionen von Sozialwohnungen an ihre Mieter zu einem Preis unter dem Marktwert war auch bei Arbeitern beliebt, gab den neuen Hausbesitzern Sicherheit und steigerte ihr Selbstwertgefühl. Sie selbst vergass ihre Herkunft aus bescheidenen

Verhältnissen nie, und sie war immer um das Wohl der hart arbeitenden «gewöhnlichen» Leute bemüht. Ihr methodistischer Vater hatte ihr altmodische Werte wie Sparsamkeit, Fleiss, Ehrlichkeit eingetrichtert, «aufrechte Eigenschaften, zu denen es gehörte, die eigenen Überzeugungen nicht zu ändern, nur weil andere sie nicht teilten oder du unpopulär wirst».

Als gute Patriotin wollte Margaret Thatcher, dass Britannien – das sein Empire und seine Grossmachtstellung eingebüsst hatte – und das auf dem internationalen Parkett immer weniger galt, auf der Welt wieder eine Rolle spiele. Als Nachzügler Europas mit einer stagnierenden und unkompetitiven Wirtschaft konnte es das nicht. Ihre Politik gab dem Land Auftrieb. Ein neuer Unternehmergeist machte London wieder zu einem führenden Finanzzentrum und einer Weltmetropole. Der Weltkrieg, in dem sie als junges Mädchen Bombenangriffe auf ihre Stadt erlebte, hat bei ihr die Erkenntnis hinterlassen, dass gute Beziehungen zu den USA für Grossbritannien entscheidend sind. In Ronald Reagan, der kurz nach ihr ins Amt kam, fand sie einen Gesinnungsgenossen, der ihre Freiheitsliebe und ihr Misstrauen gegenüber jeder Art von Kollektivismus teilte. Wie er war sie eine (von den meisten Kontinentaleuropäern belächelte oder verachtete) «kalte Kriegerin», die den totalitären Kommunismus verabscheu-

Ausgerechnet sie merkte, dass Gorbatschow eine neue Gattung sowjetischer Führer war.

te und sich für die Befreiung der osteuropäischen Satellitenstaaten starkmachte.

Ausgerechnet sie jedoch merkte ganz früh, dass Michail Gorbatschow, noch bevor er Parteichef war, eine neue Gattung sowjetischer Führer war, lud ihn an die Downing Street ein und erklärte der Öffentlichkeit, dass er ein Mann sei, «with whom one can do business». Ihr Freund Ronnie im Weissen Haus glaubte ihr. Der ehemalige US-Aussenminister Henry Kissinger weist auf eines ihrer grossen aussenpolitischen Verdienste hin: «Sie hatte in den letzten Jahren des Kalten Krieges als erste oder als eine der ersten unter den Spitzenpolitikern der Verbündetenländer die Möglichkeit zur Beendigung des Kalten Krieges erkannt und die Flexibilität, die Gorbatschow der sowjetischen Politik verliehen hatte, akzeptiert.»

Auch zu Reagans Nachfolger Bush unterhielt sie exzellente Beziehungen. Das gute Verhältnis war hilfreich, als die Sowjetunion zusammenbrach und die Wiedervereinigung der beiden Deutschland auf friedlichem Weg bewerkstelligt wurde. Ihr Einfluss auf George Bush senior war nicht zu unterschätzen, als 1990 Saddam Hussein Kuwait besetzte, und als es galt, ihn in die Schranken zu weisen. «Don't wobble, George» («Werd nicht schwach,

George»), ermahnte sie den Präsidenten, als dieser an der Weisheit eines Kriegs gegen den Irak zu zweifeln begann.

Weniger erfolgreich war Margaret Thatchers Wirken in Europa. Sie war zwar als Anhängerin des freien Handels entscheidend an der Schaffung des einheitlichen Markts beteiligt, ärgerte aber die andern Regierungschefs mit ihrer ewigen Forderung nach einer Reduktion des britischen Beitrags an das EU-Budget («I want my money back»). Es gibt das aufschlussreiche Video eines europäischen Treffens, an der die Premierministerin ihre Kollegen belehrt, während neben ihr ein ihr überhaupt nicht zuhörender deutscher Kanzler Helmut Schmidt Tabak schnupft und lautstark niest. Immerhin war Mitterrand, kein schlechter Kenner der Frauen, von ihr fasziniert: «Sie hat die Augen von Caligula und den Mund von Marilyn Monroe.»

Immer herrischer

Europa, besser gesagt Brüssel, wurde der «Eisernen Lady», wie sie in der Sowjetunion schon früh genannt wurde, zum Verhängnis. Die einflussreichen Männer in ihrem Kabinett – Schatzkanzler Nigel Lawson, Aussenminister Geoffrey Howe – wollten unbedingt, dass Grossbritannien dem europäischen Wechselkursmechanismus, auch «Währungsschlange» genannt, beitreten sollte. Sie misstraute dem Projekt, das schliesslich zur Einheitswährung Euro führen sollte, zutiefst und spielte auf Zeit. Überhaupt waren ihr alle Bemühungen um einen engeren politischen Zusammenschluss Europas höchst suspekt. Das auf einen europäischen Bundesstaat hinauslaufende Projekt des EU-Kommissionspräsidenten Jacques Delors war ihr ein besonderer Dorn im Auge. Berühmt sind die im Unterhaus verhallenden, schallenden drei Nein von ihr. Natürlich, sagte sie, wolle sie nicht, dass die ungewählte Europäische Kommission mehr Macht erhalte. Delors habe vorgeschlagen, dass das Europäische Parlament die demokratische Körperschaft der Gemeinschaft werde, die Kommission ihre Exekutive und der Ministerrat ihr Senat. Ihre Antwort darauf: «No, no, no.»

Lawson hatte schon früher demissioniert, und nun erklärte auch Howe, ein Mitstreiter der ersten Stunde und Architekt ihres ersten revolutionären Budgets, den die immer herrischer auftretende Premierministerin an einer Kabinettsitzung vor allen Kollegen gedemütigt hatte, seinen Rücktritt. In ihrer über elfjährigen Amtszeit war Margaret Thatcher wie so viele Führungspersonlichkeiten schleichend der Hybris erlegen. Nemesis folgte. Gegen den Rat weiserer Stimmen ersetzte sie die bisherigen «rates» – die Steuer auf den Mietwert von Immobilien – durch die «community charge», im Volksmund «poll tax» genannt, eine Kopfsteuer auf jeden Erwachsenen. Zahlreiche Leute – in einigen Gegenden bis zu dreissig Prozent – weigerten sich, die Steuer zu bezahlen, und die Behör-



Harte Arbeit: Als Chemikerin 1951.



Gewalt der Bergarbeiter und Gegengewalt der Polizei:



Rücktritt: mit Ehemann Denis, 1990.



Allseits bewunderte Heldin: Falklandkrieg, 1982.



London, 1984.



«Riesige Wirkung»: Tory-Versammlung, 1971.



Anzeichen der Erholung: Parteitag, 1982.

den waren machtlos. Labour versprach die Abschaffung der verhassten Abgabe, und Meinungsumfragen gaben der Opposition einen grossen Vorsprung. Am 11. November 1990 sagte der abtretende Howe im Unterhaus zum Schluss seiner Rücktrittsrede: «Die Zeit ist gekommen, dass andere ihre eigene Reaktion auf den tragischen Loyalitätskonflikt überdenken, mit dem ich selber vielleicht zu lange gerungen habe.» Dies war ein mehr oder weniger offener Ruf nach Thatchers Absetzung. Am nächsten Tag erklärte Michael Heseltine, ein alter Widersacher, seine Kandidatur für die Parteiführung.

Sie genoss das Ende ihrer Karriere

Die Lady war ihrer Sache sicher. Es kam ihr nicht in den Sinn, bei den konservativen Unterhausmitgliedern, welche die Wahlbehörde ausmachten, um Unterstützung nachzusuchen. Stattdessen reiste sie zu einer Konferenz nach Paris. Dort erreichte sie die Mitteilung vom Resultat des ersten Wahlgangs: Thatcher 204, Heseltine 152. Ein zweiter Wahlgang war nötig. Zurück in London, empfing sie jeden ihrer Kabinettsminister einzeln. Die meisten sagten, sie würden wohl für sie stimmen, aber sie werde die Wahl verlieren.

Am Tag darauf erklärte sie ihren Rücktritt und hatte einen letzten denkwürdigen Auftritt im House of Commons. Ein Mitglied fragte sie, ob sie gedenke, ihren persönlichen Kampf gegen eine einheitliche Währung und eine unabhängige Zentralbank weiterzuführen, nachdem sie aus dem Amt geschieden sei. Ein Zwischenrufer tönte aus den Labour-Reihen: «She is going to be the guv'nor» («Sie wird Gouverneur/Präsident der Zentralbank»). Riesengelächter und «Hear, hear»-Rufe erschallten. Ein breites Lachen ging über das Gesicht der Noch-Premierministerin, und nach einer Pause sagte sie: «Was für eine gute Idee.» Neues Gelächter. «Dies ist mir gar nicht in den Sinn gekommen. Aber wenn ich es wäre (Zentralbankpräsidentin), gäbe es keine Zentralbank, die niemandem verantwortlich ist.» Nach einer kurzen Abrechnung mit der «undemokratischen» Bank und der geplanten Einheitswährung, die nichts anderes sei als die Schaffung eines europäischen *federal state*, eines Superstaats, durch die Hintertüre, unterbrach sie sich selber mit den Worten: «I'm enjoying this, I'm enjoying this.» Und sie genoss es wirklich – an dem Tag, der das Ende ihrer erstaunlichen politischen Karriere bedeutete.

Ihre Fehde gegen den Euro, gegen die Anmassung immer neuer Kompetenzen durch Brüssel und die Entmündigung der nationalen Parlamente wurde vor zwanzig und mehr Jahren als quijotischer Kampf gegen Windmühlen belächelt.

Nach den Turbulenzen der letzten paar Jahre und der hauptsächlich durch den Euro verursachten Vergiftung des politischen Klimas in der Union ist die Frage erlaubt, ob die sture Lady möglicherweise recht hatte. ○

«Die Augen von Caligula»

Kaum jemand hatte bis zuletzt einen engeren Kontakt zu Margaret Thatcher als der Journalist *Charles Moore*. 1998 autorisierte sie diesen als Biografen und gewährte ihm Zugang zu persönlichen Akten. Für die *Weltwoche* hat er Stationen ihres Lebens nach prägnanten Stichworten skizziert.



Resoluter Charakter: der Journalist und spätere Biograf Moore bei einem Interview mit Thatcher.

Lebenseinstellung

Margaret Thatcher liebte Leute mit einer festen Meinung. Für sie war es moralisch besser, klar und eigenständig zu sein. So wurde sie von ihrem Vater erzogen. «Tue niemals etwas, bloss weil es andere tun», lehrte er sie. Margaret ging von früh an ihren eigenen Weg. Sie war die Erste ihrer Familie, die eine Hochschule besuchte, und dies gleich in Oxford.

Vater

Ihr Vater, Besitzer eines Krämerladens in der Kleinstadt Grantham in den östlichen Midlands, methodistischer Laienprediger und Stadtrat, unterstützte sie nach Kräften. Er mag ein viktorianischer Patriarch gewesen sein, doch er war kein Sexist. Vielleicht weil der erste und grösste Held in ihrem Leben ihr Vater war, hat sie nie das geringste Interesse an feministischer Politik gezeigt.

Feminismus

«Ich verdanke der Frauenbewegung nichts», konstatierte sie. Sie äusserte nie den geringsten Zweifel darüber, dass der Platz einer Frau im Prinzip zu Hause ist. Gleichzeitig war sie felsenfest überzeugt, dass Frauen das stärkere und fähigere Geschlecht sind. Sie vertrat die Meinung, dass die Hausfrau am verlässlichsten weiss, was richtig ist. Wer einen Haushalt

führe, verstehe am besten, was es heisse, ein Land zu führen.

Frauenbild

Wegen ihres resoluten Charakters machten viele Beobachter und Gegner den Fehler, in ihr einen «Mann im Rock» zu sehen. Margaret Thatcher war sich ihrer Rolle als Frau aber sehr bewusst und spielte diese exzellent. Sie wollte allerdings nicht immer in erster Linie als Frau wahrgenommen werden. Sie dachte eher, ihr Geschlecht würde sie zurückhalten. Sie wollte die Männer auf ihren eigenen Schlachtfeldern schlagen. Wahrscheinlich war sie deshalb «eisern». Denn sie wusste, wenn sie nicht hart sei, würde man sie ganz schnell zur Seite drängen.



Der Fels: mit Ehemann Denis, 1987.

Männer

Zwar glaubte sie, Frauen seien Männern überlegen. Aber sie zog die Gesellschaft von Männern derjenigen von Frauen vor. An Männern interessierte sie das Ausserordentliche. Sie mochte alles, was eine spezielle Form von Grösse oder Individualität ausstrahlte. Sie mochte sogenannte authentische Männer mit guten Manieren, smart angezogen, stattlich in der Postur und von einer altmodisch korrekten Façon.

Kohl

Helmut Kohl gab sich Mühe, eine gute Beziehung zu ihr aufzubauen. Aber er hatte nicht den richtigen Stil. Er strahlte die deutsche Provinz aus. Sie verachtete fette und lethargische Männer. Sie las ihm jeweils im Kreis von Staatschefs die Leviten. Bei einem Gipfel in Salzburg hielt er es nicht mehr aus und verabschiedete sich wegen angeblich dringender Geschäfte frühzeitig. Wenig später, bei einem Rundgang durch die Stadt, traf Thatcher durch Zufall wieder auf Kohl, der gemütlich in einem Café sass und Brötchen verzehrte. Die Szene half wenig, Thatchers Kohl-Allergie zu lindern.

Mitterrand

Obwohl klein von Statur und Sozialist und daher verdächtig, mochte sie Mitterrand. Sie pflegte zu sagen: «Er weiss, wie man eine Frau behandelt.» Legendär ist sein Zitat, Thatcher habe «die Augen von Caligula und die Lippen von Marilyn Monroe».

Falklandkrieg

«Eine Invasion verhandelt man nicht aus der Welt!», war ihre Überzeugung. Offiziell zeigte sie kein Wanken. Mit den Worten Königin Victorias sagte sie: «Scheitern? Die Möglichkeit existiert nicht!» Doch der Krieg ging ihr sehr nahe. Als sie von der Versenkung des Zerstörers «Sheffield» erfuhr, bei der zwanzig Matrosen umkamen, brach sie, in Tränen aufgelöst, auf ihrem Bett zusammen.

Ehemann Denis

Denis war eine stille Figur, über die in der britischen Presse viele Witze gemacht wurden. «So ist der Krieg», sagte er ihr in einem stillen Moment während der Falkland-Krise. «Er ist blutig, ich weiss, ich war in einem.» Denis war der Fels in ihrem Leben, wohl der einzige.

Entscheidungskraft

Sie tat nie Dinge, bei denen sie vermutete, sie seien illegal. Sie achtete das Gesetz sehr genau. Und – das mag viele überraschen – sie fand es oft sehr schwer, einen Entscheid zu treffen. Thatcher konsultierte viele Meinungen. War der Entscheid einmal gefällt, hielt sie an ihm mit eisernem Willen fest.

Der Ausdruck «Eiserne Lady»

1976, drei Jahre bevor sie Premierministerin wurde, hielt sie eine feurige Rede, in der sie die Schwäche der Nato anprangerte. Die Zeitung der Roten Armee berichtete darüber und bezeichnete sie als «Eiserne Lady». Der Begriff wäre möglicherweise im Westen unbemerkt geblieben, wenn nicht Thatcher selbst ihn aufgegriffen hätte. An einer Gala ihres Wahlkreises zitierte sie aus dem Artikel: «Eine kalte Kriegerin, eine kulturlose Amazone – bin ich das? Wenn sie die Verteidigung der Werte und Freiheiten, die unserem Lebensstil zugrunde liegen, so interpretieren wollen – ja, dann bin ich die Eiserne Lady.» Der Funke zündete, und der Begriff ging um die ganze Welt.

Thatcher-Hass

Ein Teil von Thatchers Erfolg hatte direkt mit dem Hass zu tun, den ihre Gegner auf sie hatten. Streikführer Arthur Scargill glaubte, sie sei so böse, dass es ein Leichtes sei, sie zu schlagen. Der Hass machte ihre Feinde blind. Sie verstanden nie genau, wie sie funktionierte und versuchten es nicht einmal.



Überraschungen: die Handtasche als Symbol.

Die Handtasche

Sie ist zum Symbol der Eisernen Lady geworden. Thatcher war sich der Kraft der Handtasche als Symbol sehr bewusst. Sie setzte sie taktisch ein, als Trickkiste. Sie hatte Dinge in der Tasche, die niemand erwartete, und zog sie – wie ein Zauberer das Kaninchen aus dem Zylinder – zur Überraschung des Gegenübers plötzlich hervor. Eine vergilbte Kopie des Dokuments, das den britischen Wohlfahrtsstaat begründete, zum Beispiel, oder eine Rede von Abraham Lincoln. Das Accessoire wurde derart legendär, dass ihr Reagans Aussenminister George Shultz sogar den «Grossorden der Handtasche» verlieh, gefüllt mit Bonmots der Eisernen Lady.



Gute Zuhörer:in: mit Gorbatschow, 1984.

Gorbatschow

Thatcher entpuppte sich als das Gegenteil von dem, was ein Sowjetführer von ihr erwartete. Trotz ihrer Feindschaft gegen den Kommunismus zeigte sie sich als gute Zuhörer:in. Sie erwies sich als dasjenige Staatsoberhaupt in Europa, mit dem Gorbatschow am besten ins Gespräch gekommen war.

Reagan

Natürlich ist der US-Präsident viel wichtiger als der Premierminister von Grossbritannien. Aber was den politischen und intellektuellen Einfluss betrifft, war sie Ronald Reagan überlegen. Sie legte bessere Argumente und Fakten vor. Sie war der aktivere Posten. Doch es wäre falsch, einen davon als den dominanten Part

darzustellen. Zusammen waren sie stark, gemeinsam trugen sie zum Fall des Sowjetimperiums bei und beschleunigten das Ende des Kalten Kriegs. Thatcher war Loyalität ausserordentlich wichtig, ein Wert, der unter Politikern eher selten ist. Reagan seinerseits hatte ein enormes Vertrauen in Thatcher, mehr als in irgendeinen anderen europäischen Staatschef.

Europa

Ihre Abneigung auf alles «Europäische» hat viel mit der EG zu tun. Sie war gegen einen Beitritt zum Wechselkursmechanismus. Für viele war dies der Auftakt zur Ersetzung der nationalen Währungen durch den Euro. Sie misstrauete dieser Strategie. Ausserdem wuchs in Thatcher die Ansicht, «Europa» sei eine Hintertür zum Sozialismus. Das Bestreben, Wirtschaft, Fiskal- und Sozialpolitik unter EU-Kontrolle zu bringen, war ihr zutiefst zuwider. «Wir haben nicht erfolgreich die Grenzen Grossbritanniens verteidigt», sagte sie, «nur um sie auf Kosten eines von Brüssel dominierten europäischen Superstaates zu verlieren.»

Thatcherismus

Thatcherismus bedeutet Wille zur Freiheit, Unabhängigkeit, Standfestigkeit. Es ist ein sehr kräftiger Cocktail, kräftiger als irgendeine spezifische ideologische Botschaft. Und er wird nicht verschwinden. Sie war die grösste Britin der jüngsten Geschichte. Und wie Cäsar, Napoleon oder Churchill ist sie zu Lebzeiten zu einem Mythos geworden.

Charles Moore, 56, wurde 1998 von Thatcher als ihr offizieller Biograf autorisiert. Sie gewährte ihm exklusive Einsicht in ihre persönlichen Akten, hatte aber keinen Einblick in sein Werk. Der erste Band, «The Life of Margaret Thatcher», ist seit längerem fertig, durfte auf Thatchers expliziten Wunsch jedoch nicht zu ihren Lebzeiten veröffentlicht werden. Er erscheint Ende April im Buchhandel.

Die Zitate stammen aus einem längeren Gespräch, das **Urs Gehrig** mit Charles Moore anlässlich der Premiere des Spielfilms «The Iron Lady» 2012 geführt hat.



ARVI
THE SWISS BANK OF
FINE AND RARE WINES

ARVISA
Via Pedemonte 1
CH-6818 Melano
T 091 649 68 88
F 091 648 33 75
info@arvi.ch
www.arvi.ch

DIE BESTEN MERLOT AUS DER TOSKANA

 <p>2009 GALATRONA</p>	 <p>2008 MESSORIO</p>	 <p>2010 REDIGAFFI</p>	 <p>2009 MASSETO</p>
Fattoria Petrolo CHF 59.40	Le Macchiole CHF 156.60	Tua Rita CHF 172.80	Tenuta dell'Ornellaia CHF 480.60

Preis pro Flasche inkl. MwSt. / 75cl, Zwischenverkauf vorbehalten. Franko Melano. Transport nicht im Preis enthalten.

HIGHLIGHTS DER WOCHE

Tignanello - Antinori 2010 CHF 67.00 Ab 36 Flaschen CHF 64.80
Lucente - Frescobaldi 2010 CHF 24.85 Ab 36 Flaschen CHF 23.75
Saffredi - Fattoria Le Pupille 2009 CHF 48.60 Ab 36 Flaschen CHF 45.35
Le Volte - Tenuta dell'Ornellaia 2011 CHF 20.50
Le Serre Nuove - Tenuta dell'Ornellaia 2010 CHF 44.30 Ab 36 Flaschen CHF 43.20
Ornellaia - Tenuta dell'Ornellaia 2010 CHF 167.40

Rat aus der Schweiz

Margaret Thatcher hat viel für die Schaffung von Wohlstand in der Welt getan. Sie war an wirtschaftlichen Fragen äusserst interessiert und schätzte Schweizer Ökonomen als Ratgeber. Erinnerung an eine persönliche Begegnung in 10 Downing Street. Von Kurt Schiltknecht



Entspannt, offen: Thatcher bei einem Besuch in der Schweiz 1984*.

Mit Margaret Thatcher ist eine Politikerin gestorben, die mit ihrer liberalen marktwirtschaftlichen Haltung für die Globalisierung der Weltwirtschaft und für die Schaffung von Wohlstand in der Welt einen enormen Beitrag geleistet hat. Wenn ich nun die Nachrufe über Frau Thatcher lese oder höre, habe ich oft den Eindruck, dass gewisse Journalisten ihren Tod nicht zur Würdigung einer ausserordentlichen, ja grossartigen Persönlichkeit, sondern zur Abrechnung mit dem liberalen Wirtschaftssystem nutzen wollen. Wenn ich lese, dass unter dem wirtschaftspolitischen Kurs von Frau Thatcher der Grundstein für den Misserfolg der britischen Wirtschaft gelegt worden sei und ihre Liberalisierungen im Bankenbereich letztlich für die heutige Bankenkrise verantwortlich seien, bekomme ich den Eindruck, in den letzten dreissig Jahren auf einer abgeschiedenen Insel gelebt und von der wirtschaftlichen Entwicklung in Grossbritannien und in der Welt nichts mitbekommen zu haben. Wer die wirtschaftspolitische Leistung von Margaret Thatcher würdigen will, sollte als Erstes die Entwicklung der britischen Wirtschaft vor ihrem Amtsantritt anschauen. Hohe zweistellige Inflationsraten und Streiks lähmten und schwächten damals das Land. Die Staatsbetriebe serbelten, und die Währung, die einmal zum Stolz Britanniens

gehörte, verlor als internationale Währungsreserve immer mehr an Boden. Die Deindustrialisierung der eigenen Wirtschaft konnte von Margaret Thatcher zwar, wie es in andern Ländern auch zu beobachten war, nicht aufgehalten werden, sie ging jedoch vor ihrem Amtsantritt und nach ihrem Rücktritt schneller vorstatten.

Thatcher brach die Macht der Gewerkschaften, die in Grossbritannien jeden Strukturwandel in der Wirtschaft verhindern wollten, sie privatisierte einen grossen Teil der unrentablen Staatsbetriebe, sie setzte bei der Bank of England neue Leute ein, die dafür sorgten, dass Preisstabilität nicht nur auf dem Papier bestand. Sie liberalisierte den Finanzmarkt und machte London zum bedeutendsten Finanzplatz der Welt. Sie schuf in der Gesellschaft und Wirtschaft neue Strukturen, von denen die Wirtschaft des Landes unter ihrem Nachfolger Tony Blair noch Jahre profitieren konnte.

Stelldichein der Spitzen-Ökonomen

Margaret Thatcher interessierte sich für wirtschaftliche Fragen und umgab sich deshalb mit hervorragenden Ökonomen. Einer von ihnen war der in den USA lehrende Schweizer Professor Karl Brunner. Bei diesem holte sie vor allem Rat, wenn es um Fragen der Geldpolitik ging. Die Schweiz interessierte sie

nicht nur, weil sie hier einen Teil ihrer Ferien verbrachte. Sie nutzte die Gelegenheit, sich aus erster Hand über die Hintergründe der erfolgreichen schweizerischen Wirtschaftspolitik zu informieren. Die Schweiz hatte Vorbildcharakter. Der damalige Präsident der Nationalbank, Fritz Leutwiler, war ein gern-gesehener Gast bei ihren Aufenthalten hierzulande. Einmal äusserte sie den Wunsch, dass eine kleine Delegation von Wissenschaftlern mit Vertretern der Bank of England und des Treasury über eine Verbesserung der britischen Geldpolitik diskutieren sollten. Neben Karl Brunner und Allan Meltzer sowie dem späteren italienischen Ministerpräsidenten Mario Monti hatte ich 1980 das Vergnügen, die schweizerische Nationalbank zu vertreten. Bei der anschliessenden Diskussion beim Tee an der Downing Street 10 war ich beeindruckt, wie Margaret Thatcher das Gespräch führte und mit welcher Kompetenz sie die relevanten Fragen aufbrachte. Ich habe nie wieder einen Politiker getroffen – und es waren nicht wenige –, der so gut auf eine Diskussion über geldpolitische Fragen vorbereitet war. Thatcher konnte eine Atmosphäre schaffen, in der sich eine entspannte und offene Diskussion ergab.

Etwas später beabsichtigte Frau Thatcher, die Führung der Bank of England neu zu gestalten. Sie wollte deshalb von den Schweizer Vertretern wissen, welcher Mitarbeiter der Bank of England am besten für die Funktion des Notenbankpräsidenten geeignet wäre. Dass der vorgeschlagene Kandidat Edward George das Rennen machte und später (1993–2003) die Bank of England mit grossem Erfolg leitete, zeigt die grosse Wertschätzung, die Frau Thatcher der Schweiz und ihren Vertretern entgegenbrachte. Die Premierministerin war eine Person, die sich informierte, die diskutierte und dann entschied. Leider ist die Zahl der Politiker, die diesem Prinzip nachleben, im Aussterben begriffen. Es wäre schön, wenn wir auch in der Schweiz wieder mehr Politiker hätten, die vor ihren Entscheidungen die Ratschläge von Fachleuten einholten und sich nicht einfach auf die Stimme des Volkes oder die Meinung der Medien abstützten. Auch in dieser Hinsicht bleibt Margaret Thatcher ein Vorbild.

Kurt Schiltknecht ist Ökonom und war von 1974 bis 1984 bei der Schweizer Nationalbank verantwortlich für die Konzeption der Geldpolitik. Er gehört zu den führenden währungspolitischen Experten der Schweiz.



1948

Friedliche Atomenergie

Als sich Hans Frauenfelder mit der völlig neuartigen Kernenergie befasste, wies er darauf hin, dass man sich nie auf eine Technologie verlassen sollte, die es noch gar nicht gibt. Ein Potenzial sah er vor allem bei der Stromgewinnung, der Raumfahrt und der Medizin.

Am 2. Dezember 1942, also genau vor sechs Jahren, war der Geburtstag der Atomenergie, denn an diesem Tag begann in Chicago die erste Urankraftanlage (Uranpille) zu arbeiten. Dieses Ereignis lässt sich vergleichen mit der ersten Entzündung des Feuers durch den Urmenschen. Und der Weg von der ersten Uranpille bis zur zukünftigen Atommaschine, welche Raumschiffe treiben wird, ist kaum kürzer, als es der in Jahrtausenden zurückgelegte Weg vom ersten Feuer bis zu seiner gebändigten Verwendung in der Dampfmaschine war. Aber das Tempo, in welchem der jetzige Weg zurückgelegt wird, ist ungeheuer viel schneller.

Schon im Frühjahr 1945 begannen in Hanford (USA) drei Urankraftanlagen zu arbeiten, von denen jede ungefähr eine Leistung von einer Million Kilowatt besitzt. Die ständig erzeugte Energie lässt sich aber noch nicht nützlich verwenden, sondern wird in Form von Wärme weggeführt. Unzählige grosse und kleine Probleme bleiben noch zu lösen, bis die Atomenergie gezähmt und ganz in den Dienst des Menschen gestellt werden kann. Heute aber schon hat sich die Radioaktivität, eine Art Abkömmling der Atomenergie, in der *Medizin*, der *Biologie* und der *Technik* einen sichern Platz erobert. Sie gestattet Forschungen und Entdeckungen, die vor 20 Jahren unmöglich schienen. Die Atomenergie dient also, wie bisher alle wichtigen menschlichen Entdeckungen, nicht nur dem Kriege, sondern auch friedlichen Zwecken.

Uran als Energiequelle

Es ist nicht einfach, schon heute die wirtschaftlichen und sozialen Aussichten und Möglichkeiten der Atomenergie zu diskutieren. Die erste Frage wird lauten: Wann werden Atomreaktoren ernsthaft mit anderen Energiequellen konkurrieren, wann werden sie zum ersten Mal ein Schiff oder ein Fahrzeug treiben?

Wissenschaftliche Prophezeiungen sind ja glücklicherweise immer etwas gewagt. Wenn wir behaupten, das erste Raumschiff mit Atomenergie werde erst in 250 Jahren vollendet sein, so fliegt sicher in einigen Jahren der erste Mensch zum Monde. Sagen wir aber optimistisch den Sieg der Atomenergie für das übernächste Jahr voraus, so dauert die notwendige Entwicklung bestimmt noch fünfzig Jahre. Werden hier Möglichkeiten erwogen, so

sind dies persönliche Ansichten und deshalb nicht von unbedingter Gültigkeit. Wie die Entwicklung fortschreitet, kann nur die Wirklichkeit zeigen. Die technische Verwendung der Atomenergie wird wahrscheinlich in zwei verschiedenen Stufen erfolgen.

Die erste Stufe, das *ortgebundene Atomenergiewerk*, wird relativ leicht zu erreichen sein. Einer festen Anlage, vergleichbar mit einem grossen Staudamm und dem dazugehörigen Elektrizitätswerk, sind ja keinerlei Platz- oder Gewichtsbeschränkungen auferlegt. So arbei-



Der erste Nuklearreaktor der Welt: Chicago Pile 1.

tet heute in Amerika bereits der erste Uranreaktor. Leistung und Wirkungsgrad sind jedoch noch nicht bekannt.

Der *transportierbare Uranreaktor*, der beispielsweise ein Grossflugzeug treibt, wird die zweite Stufe der Entwicklung sein. Diesem Ziel aber stellen sich bedeutend grössere technische und wissenschaftliche Schwierigkeiten entgegen, wie etwa die Abschirmung der Strahlung und die rasch und sicher regulierbare Verwandlung der *Wärme in verwendbare Energie*. Drei Vorteile zeichnen das Uran hauptsächlich vor allen anderen bekannten Brennstoffen aus:

1—Der Betrag an Brennstoff und an entstehenden Abfallstoffen, der für die Erzeugung einer bestimmten Energie notwendig ist, ist relativ klein. So könnte etwa ein Uranreaktor, der einen Wirkungsgrad von 30 Prozent besitzt und im Tag nur 200 g Uran 235 braucht, eine Leistung von 75 000 PS entwickeln.

2—Ein Uranreaktor ist nicht auf Sauerstoff angewiesen, deshalb ist er ein zweckmässiger Antrieb für Raumschiffe oder Unterseeboote.

3—Die Leistung, die ein Uranreaktor pro Kilo Gewicht entwickeln kann, ist bedeutend grösser als bei jeder anderen Energiequelle.

Ist Atomenergie billiger?

Es steht heute noch nicht fest, ob die Uranenergie billiger wird als konventionell erzeugte. Sicher wird in den nächsten Jahren der Preis der Uran-Kilowattstunde denjenigen der Konkurrenzwerke nicht stark unterbieten. Dass trotzdem die Herstellung von Urankraftwerken und ihre Entwicklung mit grössten finanziellen und geistigen Anstrengungen angestrebt wird, ist neben den drei oben aufgeführten Punkten noch anderen Gründen zuzuschreiben.

Die Uranreaktoren liefern als Abfallprodukt *radioaktive Stoffe*, die zur Erforschung der Kerneigenschaften verwendet werden. Je besser die Theorie der Atomkerne aber bekannt ist, desto schneller lassen sich Fortschritte erzielen. Einer der neuentstehenden Stoffe aus der Uranpille ist das Plutonium. Dieses künstlich hergestellte Element ist der «Explosionsstoff» der Atombomben. Die Arbeit für friedliche Zwecke liefert hier unweigerlich das Material für die Vernichtung. Vielleicht glücklicherweise, denn so muss der Mensch sich entschliessen, ob er sich zum friedlichen Fortschritt oder zur totalen Vernichtung entscheiden will.

Sicher aber ist, dass die Atomenergie und die mit ihr zusammenhängenden Gebiete insbesondere auch in der Medizin in ihrer friedlichen Anwendung eine Bedeutung erlangen können, welche ihre politischen und militärischen Seiten weit überragt.

Dieser Text von Hans Frauenfelder erschien als Hintergrundbericht auf Seite 2 in der Weihnachtsgabe der *Weltwoche* vom 3. Dezember 1948.



In alter Feindschaft: Familie Park in Südkorea (links), Familie Kim in Nordkorea (rechts).*

Park gegen Kim

Während die Welt über Kim Jong Uns Drohfeuerwerk rätselt, bricht im geteilten Korea eine alte Familienfehde auf. Wie in einem Shakespeare-Drama bietet Südkoreas Präsidentin Park Geun Hye ihrem frivol-apokalyptischen Rivalen die Stirn. Wer ist die «Eiskönigin»? *Von Urs Gehriger*

Es ist der Frühling der «Kimologie». Wie einst Kreml-Kenner über das Sowjetreich rätselten, versuchen derzeit allerlei Spezialisten, Kim Jong Uns Apokalypse-Gebärden zu deuten. Jeder Ansatz endet zwangsläufig im Nichts. Niemand kennt Nordkoreas Erbdiktator. Selbst in Südkorea, das seit Jahrzehnten mit dem Drohfeuerwerk konfrontiert ist, gelten die Kims als Änigma.

Korea ist nicht bloss eine gesplante Insel, seit über siebzig Jahren in zwei Systeme geteilt, die unterschiedlicher nicht sein könnten. An der Spitze stehen jeweils zwei Familien, die sich wie in einem Shakespeareschen Königsdrama rivalisieren: das Haus Kim gegen das Haus Park.

Begonnen hatte die Fehde am 15. August 1974. Im Nationaltheater von Seoul macht sich Südkoreas Präsident, Putschgeneral Park Chung Hee, zu einer Ansprache bereit, als sich im

Dunkeln des Saales eine Gestalt nach vorne schleicht, mit einer Pistole in der Tasche. Aus Nervosität drückt er seine Waffe so fest, dass er versehentlich einen Schuss auslöst und sich in den Fuss schießt. Die Bodyguards reagieren geistesgegenwärtig, stürzen sich auf den Präsidenten. Wahllos schießt der Attentäter nun auf die Bühne und trifft die First Lady tödlich. Er gesteht später, im Auftrag von Nordkoreas «Grossem Führer», Kim Il Sung, gehandelt zu haben, und dessen Sohn Kim Jong Il, der Nordkoreas Geheimdienste steuert.

Knapp vier Jahrzehnte später treffen die verfeindeten Häuser abermals aufeinander. Es sind die Kinder der einstigen Herrscher, die nun über die Geschicke der beiden Korea wachen: Park Geun Hye, 61, und Kim Jong Un, halb so alt. Beide verdanken ihre Positionen ihren Vätern, der erbmonarchisch eingesetzte Kim ebenso wie die demokratisch gewählte Park.

Für Park Geun Hye war der Muttermord die erste einer Reihe von tragischen Wendungen in ihrem Leben. Die damals 22-jährige Präsidententochter befindet sich zur Tatzeit als Elektrotechnik-Studentin in Grenoble. Statt die erhoffte Karriere als Professorin einzuschlagen, schlüpft sie in die Rolle ihrer Mutter, steht ihrem Vater als «First Lady» zur Seite, wo sie mit Gerald Ford und Jimmy Carter zusammentrifft, den Präsidenten der USA, das Land, das Südkorea bis heute mit 30 000 Soldaten schützend zur Seite steht.

Ein jähzorniges Kind

Die unverhoffte Rolle ist für Park Segen und Fluch zugleich. Sie lernt das politische Handwerk direkt an der Staatsspitze kennen und wird in ihrer Rolle als Landesmutter von Anhängern glühend verehrt. Gleichzeitig macht sie sich in den Augen der Kritiker zur Vasallin

der Unterdrückungspolitik ihres Vaters. Park Chung Hee, der 1961 in einem Militärputsch die Macht an sich riss, lässt die Verfassung neu formulieren, duldet keinen Widerspruch und sperrt Kritiker ein oder lässt sie töten.

Park besteht darauf, dass es sich bei Vaters Machtergreifung weniger um einen Staatsstreich als um eine «Revolution zur Rettung des Landes» gehandelt habe. Viele Südkoreaner teilen diese Ansicht, denn unter General Park durchlief Südkorea seine schwindelerregende Transformation vom armen Agrar zum dynamischen Tigerstaat. Dass Südkorea heute die elftgrösste Wirtschaftsmacht der Welt ist, ist massgebend sein Verdienst.

Bei einem Geheimdiensttreffen wird er 1979 erschossen – ein Akt, dessen Hintergründe bis heute im Dunkeln liegen. Als seine Tochter vom Mord erfährt, gelten Parks erste Worte dem Vaterland. «Ist die Grenze sicher?»

Die Grenze bleibt ruhig. Im Haus Kim erfreute sich Diktator Kim Jong Il erneuten Kindersegens. Seine dritte Frau Ko Yong Hui, eine Tänzerin, gebärt ihm Sohn Nummer drei. Er erhält den Namen Kim Jong Un – ein jähzorniges Kind, wie die einzige Quelle aus seiner Kindheit, der Japaner Kenji Fujimoto, ehemaliger Chefkoch im Haus Kim, berichtet.

In den Jahren, da der Diktatorensohn offenbar seinen Hofstaat tyrannisiert, verliert sich von der mittlerweile 27-jährigen Park Guen Hye fast jede Spur. Nach dem Mord an ihrem Vater führt sie ein abgeschottetes Leben. Sie habe in diesen Jahren vor allem gelesen und sich weitergebildet, heisst es in ihrer Autobiografie.

Während im Norden wegen Dürre, Flutkatastrophen und Misswirtschaft rund eine Million Menschen verhungern, etabliert sich der Süden als Demokratie. Erstmals seit 1961 wird der Präsident wieder direkt vom Volk gewählt. 1988 kommt die Welt zu Gast, als in Seoul das olympische Feuer entzündet wird.

Fast hätte man Park Geun Hye vergessen. Doch als die Asienkrise Ende der neunziger Jahre auch Korea erfasst, sehnen sich viele Landsleute nach dem Haus Park und der Wirtschaftswunder-Ära. Park meldet sich zurück, diesmal auf der untersten Sprosse der Demokratie. Im April 1998 gewinnt sie ein Abgeordnetenmandat in die Nationalversammlung. Vier Mal wird sie bis 2012 wiedergewählt. Die Asienkrise habe sie dazu bewogen, politisch aktiv zu werden, sagt sie.

Vollwaise trifft Vatermörder

Park ist gerade im Parlament eingezogen, als an der Schule Liebefeld Steinhölzli in Köniz bei Bern ein Schüler aus Nordkorea in die Sonderklasse für fremdsprachige Kinder eintritt. Als Pak Un stellt er sich vor. Er sei älter und grösser gewesen als die anderen, sagen ehemalige Klassenkollegen. Englisch und Schweizerdeutsch soll er gesprochen haben. Im Unterricht war er offenbar keine Leuchte, aber dafür

ein begeisterter Basketballer, der für den US-Star Michael Jordan schwärmt. Medien werden später Indizien vorlegen, die belegen sollen, dass es sich bei Pak Un um Diktatorensohn Kim Jong Un gehandelt habe. Doch Beweise dafür fehlen bis heute.

Der Koreaner von Köniz ist längst wieder aus der Schweiz verschwunden, als Park zu einer einmaligen Grenzüberschreitung aufbricht. In der konservativen Partei ist sie schnell aufgestiegen, doch ihre Ambitionen sind grösser. Wie gross, zeigt sich im Sommer 2002, als sie überraschend in die Höhle des Erzrivalen Kim Jong Il reist. Es kommt zu einer bizarren Begegnung. Die Vollwaise steht dem Mörder ihres Vaters gegenüber. Doch sie trachtet nicht nach Sühne; sie wolle sich stattdessen für die koreanische Wiedervereinigung einsetzen. «Versprichst du das?», soll Kim gefragt haben. «Ja, ich verspreche es», habe sie erwidert.

Aus der Aussöhnung wird nichts. Im Haus Kim stellt man die Weichen für die Zukunft. Hinter der ehernen Fassade spielen sich offenbar dramatische Machtkämpfe um die Nachfolge ab. Der Erstgeborene Kim Jong Nam schießt sich selbst aus dem Wettbewerb, als er versucht, mit einem gefälschten Pass nach Japan einzureisen. Er wird verhaftet, angeblich war er auf dem Weg nach Disneyland. Der zweite Sohn scheidet wegen schlechter Gesundheit aus dem Rennen aus. So wird Kim Jong Un als neue «Sonne Koreas» aufgebaut. Doch vorerst besucht er in Pjöngjang die Universität.

Angriff mit dem Teppichmesser

Park hingegen ereilt der dritte Schicksalsschlag. Nach Mutter und Vater solle nun auch die letzte Stunde der Tochter schlagen, beschliesst ein geisteskranker Ex-Häftling. Bei einem Wahlkampfauftritt sticht er ihr mit einem Teppichmesser ins Gesicht. Am Fernsehen wird das Land Zeuge, wie die Klinge Parks rechte Wange aufschlitzt. Mit Bewunderung beobachtet es, wie die Getroffene gefasst zum Taschentuch greift, um die elf Zentimeter lange Wunde zu stillen.

Später zelebriert Park das Attentat als Wendepunkt. «Die Wunde, die mir an jenem Tag zugefügt wurde, hat mich vollständig verändert», sagt Park in einem Werbespot, als sie 2012 zur Wahl fürs Staatspräsidium kandidiert. «Damals habe ich beschlossen, den Rest meines Lebens eure Wunden zu heilen.»

Die Rolle der fürsorglichen Mutter der Nation will nicht recht zu Park passen. Sie sucht das Bad in der Menge, tanzt sogar den Gangnam-Style des südkoreanischen Youtube-Stars Psy. Dabei bewegte sie sich jedoch so steif und frostig, dass sie damit ihr Image als «Eiskönigin» besiegelt. Dennoch wird Park letzten Dezember zum Staatsoberhaupt gewählt. Erstmals steht eine Frau an der Spitze Südkoreas.

Zu diesem Zeitpunkt hat sich ihr Gegenspieler bereits in seine neue Rolle eingelebt. Er gibt

sich modern, fröhlich und verliebt, offenbar in der Hoffnung, damit im Volk Optimismus und Aufbruchsstimmung zu verbreiten. Trat der Vater in der Öffentlichkeit bevorzugt als Inspektor von Fabriken und Armeestellungen auf, besucht der Sohn Freizeitparks, eröffnet Fitnessstudios und lässt Disney-Mäuse für sich tanzen. Oft tritt er in Begleitung seiner eleganten Frau auf, angeblich eine Sängerin; sogar von einem gemeinsamen Kind wird in der Regenbogenpresse spekuliert.

«Giftiges Röcke-Rauschen»

Park zelebriert Enthaltbarkeit. Sie hat nie geheiratet und lebt allein, was für eine Frau ihres Alters in Südkorea selten ist. Sie sei mit dem Land verheiratet, sagt Park immer wieder. «Ihr seid meine Familie. Euer Glück ist das einzige Ziel meines politischen Lebens.»

Ein frivoler Tyrann aus dem Reich des Schreckens, der sein Leben nach Idealen südkoreanischer Teenager führt, und eine asketische Präsidentin aus dem Konsumreich, die keine Berührungängste mit Diktatoren hat – könnte es eine bessere Konstellation für eine koreanische Annäherung geben?

Kaum übernimmt Park im Februar ihr Amt, spielt Kim den Generalissimus, fuchtelte wie ein Operettendiktator mit dem Dirigentenzepter durch Abwehrstellungen, inspiziert – Feldstecher um den Hals, Zigarette in der Hand – Raketen und lässt eine Provokationslawine vom Stapel, wie man sie im Reich des Nordens nie gesehen hat. Er testet Atombomben, schießt Satelliten ins All, genehmigt einen Atomangriff auf die USA, kündigt das Waffenstillstandsabkommen mit Südkorea einseitig auf.

Begleitet wird die Endzeitspirale vom Propaganda-Donner im Staatsfernsehen. «Giftiges Röcke-Rauschen» sei verantwortlich für die neuen Spannungen. Der Ausdruck ist mit kalibrierter Boshaftigkeit auf Rivalin Park gemünzt. «Röcke-Rauschen» gilt in der koreanischen Kultur seit langem als Beleidigung für Frauen, die sich angeblich zu aggressiv verhalten und nicht einem züchtigen und scheuen Frauenbild entsprechen. «Nordkorea verhöhnt und provoziert sie», sagt Choi Jin, Leiter des Institute of Presidential Leadership in Seoul.

Ihre politische Leitlinie hat Park in einem Artikel für die amerikanische Zeitschrift *Foreign Affairs* skizziert. Darin verwirft sie die auf Aussöhnung fokussierte «Sonnenscheinpolitik» ihrer Vorgänger und proklamiert stattdessen eine «Vertrauenspolitik»: «Vertrauenspolitik bedeutet nicht bedingungsloses oder einseitiges Vertrauen, sondern Kontrolle und Einhaltung der Abkommen.» Doch was wird sie tun, wenn Kim seine Kriegsdrohungen wahr macht? Park lässt an ihrer Antwort keinen Zweifel. Wer den Frieden breche, der trage die Konsequenzen. «Falls Nordkorea einen weiteren Militärschlag gegen den Süden lanciert, muss Seoul sofort reagieren.» ○

Sex, Drugs'n'Müsli

Die Schweiz hat wie alle westlichen Gesellschaften einen fundamentalen Wandel durchgemacht: Die gleichen Leute, die einst für Sex, Rock und Freiheit auf die Barrikaden stiegen, predigen heute eine neue Unfreiheit im Namen von Öko, Müsli und Ayurveda-Tee. Wie konnte es so weit kommen? *Von Beda M. Stadler*



Aus einst harten Kerlen sind Warmduscher geworden: Rolling-Stones-Konzert in Altamont, Kalifornien, 1969.

Eines vorweg: Ich will nicht über unsere Jugend lamentieren. Es geht mir auch nicht um die alten Achtundsechziger, die heute in Parteien, Banken und Ämtern als Kuschelteddys herumsitzen. Auf den ersten Blick scheint es, dass diese ehemaligen Protestanten die Gesellschaft derart umgekrempt haben, dass es ihnen heute gefällt. Zumindest werfen sie keine Steine mehr. Wer in den späten vierziger und den fünfziger Jahren des letzten Jahrhunderts geboren wurde, hat allerdings einen Zeitgeist durchlebt, der prägender war als der politisierende Teil der achtundsechziger Bewegung.

Duft der Freiheit

Mich dünkt, unsere Welt sieht gar nicht so aus, wie die Jugend sich das damals ausmalte. Die Insignien dieser Zeit sind aus dem Strassenbild verschwunden: Military-Look mit runder Nickelbrille, Mao-Bibeln, Twisthosen sind

out, überlebt hat als modisches Accessoire das Konterfei des Che Guevara, dieses falschen Hunds – und die Musik. Der einstige Monopol-Radiosender, der damals fast ausschliesslich Ländler spielte, bringt heute Rock, der allerdings wie wir zum Oldie verkommen ist. Damals konnte sich niemand dieser Musik entziehen, alle haben daran teilgenommen. Fast jede Woche ein neuer Welthit. Rock'n'Roll war nicht nur der Protest einer Elite. Selbst wenn man «nur» zu den Beatles-Fans gehörte und kein harter Stones-Anhänger war, träumte man von einer unbändigen Zukunft: Sex, Drogen, der unbegrenzten Freiheit – eben Rock'n'Roll. Was ist daraus geworden?

Öko, Müsli und Grüntee haben *sex, drugs and rock 'n' roll* verdrängt. Aus einst harten Kerlen sind Warmduscher geworden, die Shampoo mit Vitaminen benutzen. Nachdem man die Zigaretten zu Mordinstrumenten gemacht

hat, ist jetzt der Alkohol dran. Man braucht kein Hellseher zu sein, um zu wissen, dass nächstens die Alkoholsteuer heraufgesetzt wird. Die einstigen Freiheitsträumer sind heute Wegbereiter des Verbotstaates. Für Sozialpädagogen müsste diese geistige Umkehr eine experimentelle Fundgrube sein. Wie erziehe ich mein Kind, damit es als Erwachsener völlig verkehrt herauskommt? Oder waren wir, die Erfinder des Unisex, vielleicht gar nicht so uniformiert, wie einem das heute vorkommt? Dass der Sex weg ist, hat für einen alten Rocker biologische Gründe. Drogen waren der leichte Stoff in Massen, den man heute auf die gleiche Stufe setzt wie die harten Drogen, an welche die Mehrzahl von uns gar nie gekommen ist.

Wer vor 1980 geboren wurde, hat eine Erziehung genossen, die der heutigen Pampers-Generation als eine Ansammlung von strafbaren Delikten vorkommen muss. Unser Spielzeug,

das wir selbstverständlich in den Mund nahmen, war mit Blei- und Cadmium-Farben angestrichen. Kindersicherungen an Steckdosen, Medikamenten und Chemikalien waren unbekannt. Mohrenköpfe und Negerküsse waren politisch korrekte Leckereien. Wir kannten weder Kindersitz, Sicherheitsgurt noch Airbag. Ein Trottinett hatte keine Bremsen, und Formel-1-Fahrer waren die Einzigen, die einen Helm trugen. Die Velos hatten unter dem Sattel kleine Taschen mit Flickzeug, damit man einen Platten selber reparieren konnte. Es gab auch Dinge, die man heute noch tun dürfte, die aber keiner mehr tut.

Rock'n'Roll war das Ausbrechen aus einer zu engen Gesellschaft, einer Ordnung mit zu vielen Verboten. Nichts machte uns wütender als die Gebote unserer Eltern, Lehrer und Pfaffen. Sind mit Elvis und John Lennon auch die einstigen Ideale gestorben? Waren es vielleicht gar nicht die alten Rocker, die den neuen Kindermädchen-Staat installierten? Wer sind dann die Verräter der einstigen Ideologie? Etwa doch die privilegierten Achtundsechziger, die es quasi in der Minorität geschafft haben, alles in Grund und Boden zu reiten, was einem einst wertvoll erschien?

Eigentlich wäre dies ein Stoff für Verschwörungstheoretiker. Zumindest wäre es eine interessante Studie für das Bundesamt für Gesundheit (BAG): Welchen Einflüssen muss man in der Jugend ausgesetzt sein, damit man später zu einem treuen Staatsdiener wird? Kommt eine normale Grippe daher, zeigt einem inzwischen Väterchen Staat, wie man die Hände waschen soll. Es ist erstaunlich: All die Verbote der letzten Jahre wurden von einer Bevölkerung angenommen, die in der Mehrzahl den Freiheitstönen der sechziger Jahre folgte und nun eine Art totalitären Staat der unzähligen Regeln und Gebote anbetet.

Sind die Hippies schuld?

Die damalige Sinnsuche, *all you need is love*, scheint abgeschlossen. Zugegeben, es gab kurz eine Übergangsphase, in der die Strassen von Joggern verseucht waren. Vielleicht, weil man herausfand, dass Jogger effektiv endogen abhängige Drogensüchtige sind. Inzwischen haben die Vita-Parcours, mit denen die Schweiz zugepflastert wurde, ausgedient. Der Fitnesswahn hat sich zum Gesundheitswahn gewandelt. Eltern, die einst Wasser direkt ab dem Wasserhahn tranken, haben Kinder, die ständig von einer Wasserflasche begleitet werden. Das BAG gibt heute den Jungen Tipps, wie sie sich ernähren sollen: 0,1 Prozent der Jugendlichen befolgen diese Ratschläge. Ein kleiner Lichtblick. Vielleicht besinnt sich die jüngste Generation auf die Werte der Urgrossväter. Die Rockergeneration war nämlich nicht dick, und Kalorien waren ein Gütesiegel.

In einer anständigen Beiz wurde bei Bedarf nachgeschöpft. Nahrungsmittel hatten keinen

«Data»-Stempel und die Cornflakes keine Vitamine. Die Fondue-light-Versionen waren noch nicht entwickelt, man tunkte in Käse oder dampfendes Öl. Die Pommes hatten immer braune knusprige Enden, da noch kein Bundesamt auf die Idee gekommen war, die Temperaturen aller öffentlichen Fritteusen nach unten zu befähigen. Von Fett triefendes Fasnachtsgebäck wurde zum Dessert gegessen, da noch niemand der Ansicht war, es gebe gesundes und ungesundes Essen. In diesem speziellen Fall kenne ich sogar den Altachtundsechziger, der im BAG tätig ist und vor noch nicht allzulanger Zeit eine Anweisung herausgab, wie viele Zimtsterne ein Kind zu Weihnachten verdrücken darf.

Früher soff man, es soll aber heute mehr Alkoholiker geben als damals. Neuerdings wollen Parlamentarier die Promillegrenze für Alkohol auf 0,3 senken. Und sowieso, falls Jugendliche randalieren, muss der Alkohol schuld sein. Demzufolge ist klar, dass der Alkoholausschank abends verboten werden muss. Warum kommt eigentlich niemandem in den Sinn, dass jugendliches Fehlverhalten in der Erziehung liegen könnte und nicht im Geist der Flasche? Es ist erschreckend, wie sich die einstige Protestjugend, die sich gegen Ordnung und Gesetz wehrte, immer neue Gesetze und Verordnungen ausdenkt, um die Jugend zu erziehen. Als ob die Jugendbewegten von einst zu feige wären, dies selber zu tun, und nun alle erzieherischen Massnahmen dem Staat überbürden wollten.

Wahrscheinlich tue ich den Rockern unrecht. Vielleicht wurden wir ja von Trittbrettfahrern, einer damals unbedeutenden Gruppe von Spinners, ausgetrickst. Die Hippies waren die Esoteriker in der Beat- und Rock-Szene, ihnen könnte man allenfalls die Schuld in die Schuhe schieben. Sie liebten die Mutter Erde und begannen, Walfische und dann die Welt zu retten. Inzwischen haben sich die NGOs zu Öko-Multis entwickelt mit erstaunlichen Bilanzen. Aus der einstigen Flower-Power entwickelte sich die grüne Bewegung, wobei es nur die Sonnenblume geschafft hat, als Emblem breit akzeptiert zu werden. Mohnblumen, Hopfen oder Kirschblüten werden wahrscheinlich bald zusammen mit nicht «Gender-konformen» Bezeichnungen aus den Kinderbüchern verschwinden.

Die Sandalen tragenden Hippies waren nicht die ersten Körnlipicker, sie haben dem allem bloss eine neue Spiritualität verpasst. Dank ihnen haben die miefigen Reformhäuser und Drittweltläden Lebensmittel erfunden, in denen keine zusätzlich essbaren Werte ausser quasireligiösem Glauben enthalten sind. Bio wurde geboren mit einem grünen, von der Biologie völlig losgelösten Image. Bio hat in der Zwischenzeit fast die Unfehlbarkeit des Papstes erreicht. Der Glaube an Bio wird selbst dann nicht erschüttert, wenn in Deutschland mehr als dreissig Menschen daran sterben.

Von der freien Liebe und von Drogen, die Spass, aber nicht kaputtmachen, ist kaum was

übriggeblieben. Die ganze Farbenpracht der Flower-Power-Generation reduziert sich wahrscheinlich auf Rot, wenn die Träumer von einst im Mobility-Auto sitzen. Die anti-autoritäre Erziehung sowie die unhygienischen Verhältnisse in Woodstock müssen die Hippies wahrscheinlich derart traumatisiert haben, dass dieser belächelte Menschentyp unseren Staat aus lauter Rache unterwanderte.

Die Schweiz rockt nicht mehr

Ayurveda heisst der neue Glaube an die Gesundheit. Die Hippies sind zu alt geworden für *all you need is love* und wollen wenigstens gesund leben, zumindest gesund sterben. Ihnen verdanken wir es, dass wir heute in den Regalen der Grossverteiler praktisch nur noch Bio-produkte finden. Diese einstigen Aussteiger sind nun die Einsteiger und Trendsetter. Inzwischen wird jeder verlotterte Biobetrieb als die neue agronomische Zukunft betrachtet. Ja, die Zeiten haben sich geändert: Unsere damalige grösste Angst, eine ungewollte Schwangerschaft, mutierte zur Angst vor der Gentechnik. Diese Angst beschränkt sich, wie könnte es anders sein, auf die Blümchen und nicht auf die Gentechnik in der Medizin.

Besonders erschreckend wird es, wenn man betrachtet, was die neuen Bünzlis für sich selber wollen. Sie essen Jogurts mit Aloe-vera-Geschmack, obwohl sie wissen müssten, dass diese Sukkulente keinen Geschmack hat. Food-Designer haben einen auf Vanille basierenden Geschmack kreiert, der Kindheitserinnerungen wachrufen soll. Man will schliesslich keinen Spass mehr, sondern mehr, ja sehr viel mehr Gesundheit. Die Gesundheit scheint das einzige nach oben offene System zu sein, von dem man nicht genügend kriegen kann.

Daher wurden die Krankenkassen zum Gesundheitssystem. Unsere Gesellschaft wurde von Leuten umgekrempt, die einst «Nieder mit den Alpen, freie Sicht aufs Mittelmeer» skandierten oder auf die Frage: «Was wollt ihr eigentlich?», sangen: «Viele, viele bunte Smarties». Wie erfolgreich sie waren, sieht man daran, welche Medikamente heute besonders gefragt sind. Primär werden Medikamente ohne Nebenwirkung verlangt. Das erstaunt nicht, wenn man seinen Kaffee mit Zimt, Haselnuss oder Vanille im «Hard Rock Cafe» einnimmt. Genauso sicher, wie man in einem «Hard Rock Cafe» keine Rocker findet, hat es in jedem Medikament mit Wirkung auch Nebenwirkungen.

Wie wenig die Schweiz heute rockt, kann man damit belegen, dass eine Mehrheit die Alternativmedizin in der Verfassung wollte. Damit sind wir das einzige Volk auf Erden, welches sich durch den Staat die Legitimierung gibt, Medikamente ohne jeglichen Wirkstoff und ohne Wirkung einzunehmen. Dass wir, eine Generation mit einer derart prächtigen Jugend, einmal in einer derart surrealen Welt landen würden, konnte sich wohl niemand ausdenken. ○

«Wir haben Luxus-Probleme»

Als Mitautor des einflussreichen Handbuchs «DSM» entschied Allen Frances jahrzehntelang mit, welche seelischen Krankheiten als solche anerkannt werden. Heute ist er der prominenteste Kritiker einer Kultur, in der jeder Mensch mit Problemen ein Fall für den Psychiater ist. *Von Beatrice Schlag*

Sie protestieren heftig dagegen, dass durch die bevorstehende Veröffentlichung des Handbuchs «DSM-V» noch mehr Probleme als psychiatrische Störungen definiert werden. Welche Befunde finden Sie besonders unhaltbar?

Vor allem zwei: erstens die Trauer nach dem Verlust einer nahestehenden Person. Es ist grundfalsch und widerspricht jeder Vernunft, Trauer zu einer psychischen Störung zu erklären. Wir machten in «DSM-IV» den grossen Fehler, die Trauerzeit auf zwei Monate zu beschränken, bevor wir psychiatrische Betreuung empfahlen. In der neuen «DSM-V»-Ausgabe werden für Trauer ein paar Wochen eingeräumt. Wer danach noch Probleme hat, braucht professionelle Hilfe. Das ist absurd. In fast allen Religionen gilt ein Trauerjahr als normal; vorher macht man sich über den Zustand der Hinterbliebenen keine Gedanken.

«Jede Diagnose, die missbraucht werden kann, wird missbraucht werden.»

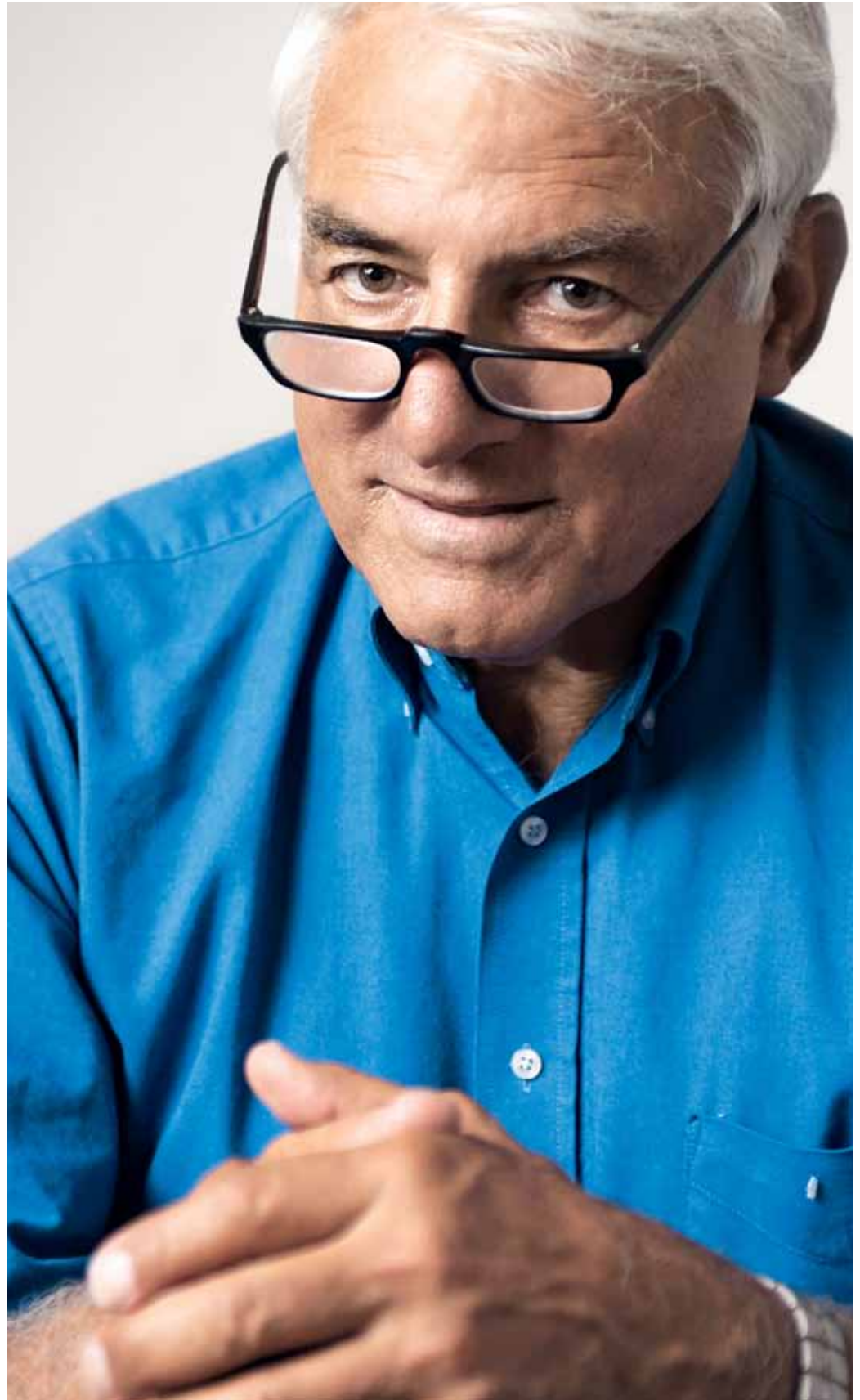
Was unterscheidet die Trauer einer Person, die über einen Verlust nicht zügig hinwegkommt, von einer Depression? Beide Personen verlieren Appetit, sind traurig, haben Schlafstörungen und weniger Energie.

Wer kann zwei Wochen nach dem Tod eines geliebten Menschen funktionieren, als sei nichts geschehen?

Psychiater sehen etwas anderes. Sie wollen keinen Patienten allein lassen, der ihre Hilfe brauchen könnte. Aber wo ist der logische Unterschied zwischen Leuten, die einen Tod betrauern, und denen, die geschieden werden, ihren Job verlieren oder in finanzielle Schwierigkeiten geraten? Diese Dinge sind Teil des Lebens, es sind keine Depressionen. Aber statt die Kriterien für Depression zu straffen, öffnet «DSM-V» eine Schleuse. Dabei wissen Psychiater längst, dass jede Diagnose, die missbraucht werden kann, missbraucht werden wird.

Und die zweite neue Diagnose, die Sie aufbringt?

SSD, Somatic Symptom Disorder (Körpersymptom-Störung). Laut der neuen Ausgabe des Handbuchs braucht ein Patient



«Der Weg zur Hölle ist gepflastert mit guten Absichten»: Psychiatrieprofessor Frances, 71.

dafür im vergangenen halben Jahr lediglich auf körperliches Unwohlsein in einer der folgenden drei Varianten reagiert zu haben: erstens, dass er «unangemessen viel» über die Ernsthaftigkeit der Symptome nachdenkt. Zweitens, dass er sehr besorgt über seine Gesundheit ist. Drittens, dass er unangemessen viel Zeit und Energie für die Symptome und Ängste um die eigene Gesundheit aufwendet.

Klingt wie ein Therapiefreibrief für Hypochondrer.

Es war die dümmste denkbare Idee: Patienten mit körperlichen Beschwerden, für die man keinen Grund findet, werden oft von Medizinern und Psychiatern schlecht betreut. Also wollte man ihnen helfen. Eine Katastrophe. Die Diagnose SSD gilt nun sowohl für Patienten, die Krebs oder Herzbeschwerden haben und sich zu Recht sorgen machen, wie für solche, die Verdauungsbeschwerden haben. Damit beleidigt man die Patienten: Niemand mit Beschwerden will zum Psychiater, nur weil der Mediziner nichts findet. Wie soll der Arzt wissen, was «unangemessen viel Zeit» ist, über seine Symptome nachzudenken? Es ist keine Kleinigkeit, für mental gestört gehalten zu werden, wenn man körperliche Schmerzen hat.

Welches Gesundheitssystem kann diese Behandlungen finanzieren?

Diese Leute entscheiden aufgrund ihrer Erfahrung als Kliniker. Sie haben keinerlei Kenntnisse, was die langfristigen Kosten anbelangt. Es ist ihnen nicht bewusst, dass falsche Krankheitsetiketten nicht nur den Patienten, sondern der gesamten Gesellschaft schaden. Nach «DSM-V» leidet potenziell ein Viertel der Bevölkerung an mentalen Störungen, 50 Prozent davon haben die Voraussetzungen, ein Leben lang darunter zu leiden. Bei 83 Prozent der Heranwachsenden zwischen 12 und 21 Jahren werden irgendwann mentale Störungen diagnostiziert, die in der Regel harmloser sind als die Schäden, die die verabreichten Medikamente anrichten können. Gleichzeitig werden die Budgets für die psychisch wirklich Kranken in den Spitälern drastisch gekürzt. Das ist ein moralischer Bankrott.

Sexsucht steht seit Jahren auf der Warte-liste, als psychiatrischer Befund ernst genommen zu werden. Sie wurde ins «DSM-V» nicht aufgenommen. Warum?

Verhaltensstörungen sind Rutschbahnen. Viele Dinge, die vergnüglich sind, sind manchmal verboten, riskant und schädlich. Spielsucht ist nach «DSM-V» eine Krankheit. Internetsucht wurde in jene Kategorie eingereiht, die weitere Studien erfordert. Sexsucht wurde glücklicherweise nicht aufgenommen. Sonst hätten

auch Workaholics drinstehen müssen. Es gibt Sexsüchtige, deren Leben durch ihr ständiges Suchen nach Sex zerstört wird. Aber es sind sehr wenige. Wenn Sie mit einem Experten für Sexsucht reden, sagt er natürlich, dies müsse in den «DSM»-Katalog aufgenommen werden, denn es sind hochgradig selbstmordgefährdete Menschen. Aber wenn man eine kleine Gruppe von Menschen aufnimmt, die sehr wohl Hilfe brauchen, hat dies grosse Folgen für die Gesellschaft: Jeder untreue Ehemann braucht dann plötzlich eine Therapie.

Immer mehr Patienten sind wegen immer zahlreicher werdender psychischer Störungen in Behandlung. Waren die Generationen vor uns robuster?

Ich halte die menschliche Natur für bemerkenswert stabil. Und ich vermute, wenn wir hunderttausend Jahre zurückblicken könnten, würden wir nicht sehr von uns verschiedene Menschen sehen. Verändert haben sich die Etiketten, die man den Leuten aufpappt. Die Geschichte der Psychiatrie ist eine Geschichte von Modewellen.

Modewellen?

Psychiater haben immer versucht, Schwieriges und Unerklärliches mit Labels zu behaften, die zu ihrer Zeit Sinn machten, aber im Rückblick oft dumm oder gefährlich schei-

«Jeder untreue Ehemann braucht dann plötzlich eine Therapie.»

nen. Bei den Schamanen und Griechen war der Grund für Geisteskrankheit, dass jemand den Zorn der Geister oder eines Gottes erregt hatte. Die Christen glaubten an Dämonen, von denen Kranke besessen waren. Im 19. Jahrhundert dachte man in Osteuropa, die Vampire seien schuld. In Süditalien hielt man Tarantelbisse für verantwortlich und versuchte, sie durch Tarantellatänze auszutreiben. Aus Wien kam der Begriff der Hysterie. Vor 130 Jahren hiess die Mode in Europa und den USA Neurasthenie, Nervenschwäche. Das war zu Beginn der industriellen Revolution. Man nahm an, dass Menschen durch Fabrikarbeit und intellektuelle Beschäftigungen nervlich geschwächt wurden, weil ihnen die gesunde Feldarbeit fehlte.

Wie sahen die Behandlungen aus?

Wo ein Etikett ist, gibt es immer auch eine Behandlung. Verhandlung mit Geistern oder Göttern, Exorzismus, Aderlass, Kuraufenthalte, Elektroschock. In den letzten dreissig Jahren gab es eine Explosion von Diagnosen. Dabei bewegt man sich oft in einem Grenzbereich. Winzige Veränderungen in der Bezeichnung definieren Krankheiten, und plötzlich gelten unglaublich viele Menschen als krank.

Wie viele Menschen?

Wenn man nur die schwerkranken Menschen zählt, sind es vielleicht fünf Prozent. Die Diagnosen sind sehr einfach und eindeutig, und wir können den Kranken genauso effektive Therapien anbieten wie die Medizin. Aber je milder die Symptome sind, desto weniger kann man unterscheiden zwischen wohlgemeinter, aber übertriebener Fürsorge und mentaler Störung. Die Zuordnung ist willkürlich.

Wer will immer mehr Krankheitsbefunde: die Psychiater und Psychologen, die Patienten selber oder die Pharmaindustrie?

Die Inflation hat verschiedene Gründe. Deswegen gibt es auch keine einzelne Massnahme, um das Problem zu lösen. Unser diagnostisches System ist zu lasch. Dahinter steht kein zynisches Kalkül der Psychiater, sondern meiner Meinung nach eine ehrliche Absicht, den Menschen besser helfen zu können, wenn ihre Symptome einen Namen haben. Dazu muss man wissen, dass Spezialisten ihr Fachgebiet immer überbewerten und besorgt sind, jemanden zu übersehen, der Hilfe braucht. Experten sind bemerkenswert blind für die Schäden, die übertriebene oder falsche Diagnosen anrichten können. Sie sitzen in ihren Spezialkliniken und haben viel Zeit zum Nachdenken.

Wo ist das Problem?

Achtzig Prozent der Psychopharmaka werden nicht von Spezialisten, sondern von Ärzten für Allgemeinmedizin verschrieben, die in den USA pro Patientenbesuch durchschnittlich sieben Minuten Zeit aufwenden. Eine neue Diagnose, die der Experte sehr wohl einordnen kann, kann von Allgemeinmedizinern sehr leicht falsch gestellt werden, mit desaströsen Folgen für die Patienten. Ich unterschiebe den Psychiatern wirklich keine schlechten Absichten. Aber der Weg zur Hölle ist gepflastert mit guten Absichten und fürchterlichen, unbeabsichtigten Folgen.

Welche Rolle spielt die Pharmaindustrie?

Ihre Aufgabe ist es, Geld zu machen für ihre Aktionäre. In den USA gibt sie doppelt so viel Geld für Lobbying und Marketing aus wie für Forschung. Für die Pharmaindustrie ist ein gutes Medikament dasjenige, das man den meisten Patienten verkaufen kann. Um das zu erreichen, muss man Menschen, die nicht wirklich krank sind, überzeugen, dass sie es sind.

Werbung für rezeptpflichtige Medikamente ist ausser in den USA und in Neuseeland nirgends erlaubt. Und selbst wo sie erlaubt ist, kann man nicht einfach zum Arzt spazieren und sagen: «Ich möchte bitte Valium oder Xanax.»

Sie irren. In den USA geschieht das andauernd. Die Pharmakonzerne überzeugen Allgemeinärzte, wie leicht Diagnosen zu

stellen sind, und warnen sie davor, Patienten mit den entsprechenden Symptomen zu überschen. In der Werbung für Psychopharmaka gibt es vor allem eine Botschaft: «Wer Probleme mit seinem Leben hat, leidet vermutlich an einer unerkannten psychischen Krankheit, gegen die es Medikamente gibt. Fragen Sie Ihren Arzt.» Wenn Patienten in den USA ein bestimmtes Medikament möchten, haben sie sehr gute Chancen, es vom Arzt verschrieben zu bekommen.

Pillen allein heilen keine psychischen Störungen.

Laut Pharmaindustrie werden sämtliche Probleme des Lebens durch eine Störung des chemischen Gleichgewichts im Gehirn ausgelöst. Die Wahrheit ist, dass wir inzwischen sehr viel darüber wissen, wie das Gehirn funktioniert, aber immer noch sehr wenig über die Gründe, wenn es nicht funktioniert, wie es sollte. Kommt hinzu, dass es nicht *eine* Ursache für Krankheiten wie etwa Schizophrenie gibt, sondern Hunderte. Aber das interessiert die Medikamentenhersteller nicht. Heute schlucken zwanzig Millionen Amerikaner Psychopharmaka. Wir haben inzwischen mehr Todesfälle durch rezeptpflichtige Medikamente – 16 000 Tote im Jahr – als durch illegale Drogen. Denn die Patienten

holen sich ihre Pillen nicht nur bei einem Arzt. Und niemand kann kontrollieren, in welcher Dosis und welchen Kombinationen sie die Medikamente schlucken.

Ist die Diagnose einer psychischen Störung für den Patienten eine Belastung?

Wenn sie falsch ist oder zu harsch – zum Beispiel «manisch-depressiv», wenn der Patient lediglich unter gelegentlichen Stimmungsschwankungen leidet –, kann sie zum Stigma werden, weil sie nicht mehr aus der Krankengeschichte zu tilgen ist. Ich rate

«Es gibt nicht *eine* Ursache für Krankheiten wie Schizophrenie, sondern Hunderte.»

immer, Patienten harmlosere Diagnosen zu stellen als vermutet. Nach oben korrigieren kann man im Verlauf der Behandlung immer. Aber üblicherweise bekommen Patienten bereits beim ersten Besuch ihre Diagnose. Und wenn sie gravierend ist, wie etwa der Befund «psychotisch», ist das wie eine lebenslange Strafe.

Wie kommt man zu einer seriösen psychiatrischen Diagnose?

Weder in 7 noch in 45 Minuten. Man muss Patienten über längere Zeit beobachten, bevor man Diagnosen stellt. Und man sollte

möglichst nicht sofort Medikamente verschreiben, ausser in dringenden Fällen. Bei den meisten Symptomen in der Grauzone bessert sich der Zustand der Patienten von allein, durch ihre eigene Kraft, durch Zeit, Hoffnung, Familie, durch die Eliminierung von Stress, der dem Problem zugrunde lag. Der Hälfte der Patienten mit milden Symptomen geht es schon beim zweiten Arztbesuch besser.

Ihr Buch erscheint auch auf Koreanisch. Sind in Asien die Probleme dieselben?

Südkorea ist die vernetzteste Nation der Welt und vermutlich eine der unglücklichsten. Ein wesentlicher Teil der koreanischen Kinder und Jugendlichen sind durch nichts vom Bildschirm wegzubringen. Es ist nicht verwunderlich, dass sich ihre Eltern dafür interessieren, wo die Grenze zwischen normal und nicht normal verläuft. Spannenderweise nennen sie das nicht Internetsucht, wie es für «DSM-V» vorgeschlagen wurde. Glücklicherweise vergeblich, denn das wäre schrecklich gewesen. Die Koreaner nennen es das Internetproblem, und das ist meiner Meinung nach die richtige Betrachtungsweise. Manche Leute haben tatsächlich ein Internetproblem. Aber es gibt keinen Grund, es als psychische Störung zu etikettieren.

Nach Hippokrates ist die oberste Pflicht des Arztes, keinen Schaden anzurichten.



**RADIO
MONTE
CARLO**

C'EST CHIC

Im Kabelnetz oder auf
www.radiomontecarlo.ch

Allen Frances

Der 71-jährige Psychiater, emeritierter Professor der Elite-Universität Duke in North Carolina, gilt als vehementester und kompetentester Kritiker des im kommenden Mai in fünfter Überarbeitung erscheinenden «Diagnostic and Statistical Manual of Mental Disorders» (DSM-V). Das von der American Psychiatric Association (APA) veröffentlichte Handbuch gilt als internationale Bibel der Psychiater. Ob eine psychische Erkrankung ins DSM Eingang findet, entscheidet weltweit mit, ob Krankenkassen Behandlungskosten übernehmen, Gerichte verminderte Zurechnungsfähigkeit erwägen und Versicherungen Langzeitbeurlaubungen oder frühzeitige Pensionierungen bewilligen. Frances gehörte zu den Autoren von DSM-III (1980) und war Vorsitzender des Teams, das DSM-IV (1994) verfasste. Heute sagt er, manche Fehlentwicklungen der Psychiatrie, die er inzwischen anprangert, habe er mitverursacht. Frances ist verheiratet und Vater zweier Söhne. Er lebt mit seiner Frau Donna in Kalifornien, abwechselnd in Carmel und in Coronado bei San Diego, wo das Interview stattfand. (bs)

Hippokrates war der erste grosse medizinische Intellektuelle im Westen. Er fand heraus, was in der Medizin noch heute gilt: Ein Drittel der Patienten wird von ganz alleine gesund. Ein Drittel wird nicht gesünder, egal, wie man sie behandelt. Und ein Drittel wird dank medizinischer Hilfe gesund. Warum soll man den ersten beiden Dritteln ein eventuell schädliches Mittel verabreichen? Also konzentriert man sich auf das dritte Drittel. Natürlich braucht eine solche Einschätzung lange Beobachtung. Aber was die Pharmafirmen taten, war, jedermann zu überzeugen, dass er Medikamente braucht.

Den «DSM»-Verfassern wird vorgeworfen, im Sold der Pharmaindustrie zu stehen.

Ich habe jahrelang mit diesen Leuten gearbeitet. Glauben Sie mir, das sind ernsthafte Ärzte. Ausserdem dürfen sie als Berater oder Forschungsmitarbeiter pharmazeutischer Firmen im Jahr maximal 10 000 Dollar verdienen. Kommt hinzu, dass die Pharmafirmen nicht mehr besonders viel in Psychiatrie investieren. Die niedrig hängenden Früchte sind gepflückt, viele Patente laufen aus. Vor zwei Jahren brachten Psychopharmaka in den USA noch 18 Milliarden Dollar ein, im letzten Jahr noch 14 Milliarden.

Also kein Interessenkonflikt?

Doch, aber nicht bei den «DSM»-Autoren, sondern bei der American Psychiatric Association

(APA), die das Buch herausgibt. Das «DSM»-Handbuch ist ein riesiger Bestseller, den die APA zu einem exorbitanten Betrag von 200 Dollar pro Exemplar verkauft. Ohne die «DSM»-Bucheinnahmen hat die APA ein riesiges Defizit, also bringt sie es auf den Markt, bevor es ausgereift ist. Ein so kleiner Berufsverband – er hat nur 36 000 Mitglieder – sollte kein Monopol auf psychiatrische Diagnostik haben.

Machen die erhöhten Anforderungen am Arbeitsplatz, die Beschleunigung und die Forderung nach allzeitiger Erreichbarkeit Menschen psychisch kränker, als sie früher waren?

Für mich macht das keinen Sinn. Sehen Sie sich die Deutschen während und nach dem Zweiten Weltkrieg an. Sie erlebten einen verheerenden Krieg, Hunger, Schuld und den Hass von fast ganz Europa. Glauben Sie wirklich, dass wir mehr Stress haben? Was wir heute haben, sind, verglichen damit, Luxus Symptome.

Allen Frances: Normal. Gegen die Inflation psychiatrischer Diagnosen. Dumont. Fr. 35.90

Frances hält am 24. April 2013, 18.15 Uhr, einen englischen Vortrag im Collegium Helveticum der ETH in Zürich. Eintritt frei.

VIEL MEHR
ALS EINFACH NUR
EIN STÜCK FLEISCH



Der Grill mit dem perfekten System? Hier ist er: unser Master-Touch™ GBST™. Er ist viel mehr als einfach nur ein Grill, weil in ihm endlos viele Möglichkeiten und unsere ganze Leidenschaft drinstecken. Unser Anspruch ist es, den unschätzbaren Wert der Lebensmittel durch die optimale Zubereitung zu würdigen. Wer mal in den Genuss eines perfekten Steaks gekommen ist, weiss, warum das viel, viel mehr ist als einfach nur ein Stück Fleisch. Viel mehr als nur einen Anzeigentext finden Sie übrigens auf weber.com



VIEL MEHR
ALS EINFACH NUR
EIN GRILL





Krieger Gottes

Huldrych Zwingli hat Zürich reformiert und damit die Welt verändert. Als einziger der Reformatoren stirbt er den Märtyrertod. Positiv daran ist: Die Schweiz regelt ihre konfessionellen Gegensätze vor allen anderen Staaten Europas. *Von Peter Keller*

Wie ein Schleier hat sich die Dämmerung über das Feld gelegt. Gestalten schleichen schattenhaft durchs Gelände. Vereinzelt ist das Stöhnen von Verwundeten zu hören. Die Kamera tastet sich durch den Todesacker von Kappel am Albis. Sie sammelt in Bildern ein, was die-

ser Bruderkrieg zwischen katholischen und reformierten Eidgenossen hinterlassen hat: ein wüstes Durcheinander von Triumph und Elend.

Der eigentliche Schlussakt wird erst noch folgen. Ein Finale, wie es sich jeder Drehbuch-

autor wünscht. Etwas abseits, am Rande des Schlachtfeldes, gehen Stimmen wild durcheinander. Im Licht der Fackeln ist ein Mann zu erkennen, der sich erschöpft an einen Baumstamm lehnt. Unter dem Brustpanzer trägt er einen schwarzen Talar. Sie haben ihn entdeckt:



Wüstes Durcheinander: Zwinglis Märtyrertod in der Schlacht bei Kappel, 11. Oktober 1531.

Huldrych Zwingli, Pfarrer von Zürich, Reformator und Krieger Gottes. Er war es, der mit seinen Ideen die Eidgenossenschaft spaltete und aus Brüdern Feinde machte, die sich mit der Bibel und dem Schwert in der Hand bekämpften.

Zwingli soll Beichte ablegen

Hätte die Schweiz einen Steven Spielberg oder etwas mehr Sinn fürs Monumentale, dann wäre diese fulminante Lebensgeschichte eines Toggenburger Bauernsohnes, der auszog, die Schweiz und mit ihr die Welt zu verändern, schon längstens in den Kinos gelandet. Am späten Nachmittag des 11. Oktobers 1531 war



die Zürcher Hauptmacht, etwa 2000 Mann stark, auf ein zahlenmässig weit überlegenes Heer der Fünf Orte (Luzern, Zug, Uri, Schwyz und Unterwalden) gestossen. Nach kurzer Gegenwehr gerieten die Zürcher in Panik und flohen. Unter den rund 500 gefallenen Zürchern befand sich auch Zwingli.

Für die Geschichtsforschung ist klar: Der Zürcher Reformator wurde bereits tot aufgefunden. Die Legende erzählt seine letzten Stunden anders: Ein Nidwaldner Hauptmann hatte Zwingli ausfindig gemacht und sofort seine Kameraden herbeigerufen.

Welch Mordsspass! Der Maler Karl Jauslin (1842–1904) hat diesen schauerlichen Moment eingefangen: Zwingli liegt da, mit gesenkten Augenlidern, um ihn herum die aufgeputschten Feinde. Ob ihm jetzt sein Gott zu Hilfe komme, höhnen sie und halten dem Todgeweihten ein Marienbild hin, fordern ihn auf, seine Irrlehren zu widerrufen und die Beichte abzulegen.

Die Innerschweizer wussten haargenau, wie man einen abtrünnigen Kleriker maximal demütigen konnte. Doch der Grossmünster-Pfarrer von Zürich weigert sich, seinen Ideen abzuschwören, und wird dafür erstochen. Damit nicht genug. Das mittelalterliche Rechtsverständnis hat Sinn für Symbolik und schreckt auch vor Leichen nicht zurück. Wie das Jahrzeitenbuch Menzingen berichtet, machen die Sieger dem toten Zwingli den Prozess: «Am folgenden Tag [...] wurde Standrecht gehalten über den toten Körper dieses [...] untreuen, meineidigen, gelübdbrüchigen Erzketzer und böswilligen Verführer des Volkes.» Worauf er durch den Luzerner Scharfrichter «erstens als Verräter der ganzen Eidgenossenschaft verviertheilt, und darauf als Erzketzer zu Aschen verbrannt» wurde.

Zwingli liess die Kirchen von Heiligendarstellungen räumen, es brauche schliesslich keine Vermittler zwischen Gott und den Menschen. In manchen Städten stürmte darauf der Mob die Kirchen und zertrümmerte Bilder und Statuen wie etwa jene des heiligen Sebastian, der, von Pfeilen durchbohrt, als Glaubenszeuge starb. Insofern hätte Zwingli durchaus Potenzial gehabt, selber Heiligenstatus zu erlangen: Als einziger der drei grossen Reformatoren starb Zwingli einen gewaltsamen Tod für seine Überzeugungen – und stellte sich damit, ohne es wirklich zu wollen, in eine lange Reihe christlicher (katholischer) Märtyrer.

Schnellbleiche für Priester

Am Anfang steht Zwingli, geboren am 1. Januar 1484 in Wildhaus im Toggenburg. Der Vater, Ammann und wohlhabender Bauer, hat Grosses vor mit dem begabten Jungen. Er schickt den kleinen Huldrych schon mit sechs Jahren zum Bruder, der Dekan in Weesen ist, um Latein zu lernen. In Basel und Wien vertieft

Kappeler Kriege

Zahlen und Fakten

In Kappel am Albis unterliegen 1531 die Zürcher Truppen (rund 2000 Mann) der katholischen Übermacht aus rund 7000 Innerschweizern.

Ursachen und Anlass

Unter dem Einfluss des Toggenburgers Huldrych Zwingli setzt sich in Zürich die Reformation durch. Andere Orte wie Bern, Basel und Schaffhausen folgen. Die konfessionellen Gegensätze schaukeln sich hoch. Zwingli drängt die Zürcher zum militärischen Schlag gegen die katholisch verbliebene Innerschweiz.

Folgen und Bedeutung

Auf den Zweiten Kappeler Krieg folgt der Landfrieden von 1531, der die konfessionelle Spaltung der Eidgenossenschaft regelt. Dieser bewahrt die Schweiz weitgehend vor den späteren, mörderischen Glaubenskriegen rund um den Dreissigjährigen Krieg (1618–1648).

Chronologie der Ereignisse

1519 – Zwingli wird Leutpriester am Zürcher Grossmünster.

1523 – Durchbruch der Reformation an der Limmat. Später folgen Bern (1528), Basel und Schaffhausen (beide 1529).

8.4.1524 – Beschluss der Fünf Orte (Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Luzern), beim alten Glauben zu bleiben.

Ab 1524 – Die konfessionelle Spannung nimmt zu. Besonders in den gemeinsam verwalteten Herrschaften, wie etwa in der Ostschweiz oder im Aargau, kämpfen die reformierten und katholischen Orte um die Vorherrschaft.

Juni 1529 – Erster Kappeler Krieg («Kappeler Milchsuppe»).

11.10.1531 – Schlacht bei Kappel. Tod Zwinglis und Sieg der Katholiken.

16.11.1531 – Zweiter Landfriede, der die konfessionelle Spaltung der Eidgenossenschaft regelt.

Ausflugstipp

Kloster Kappel am Albis (gegründet 1185, Auflösung 1527) mit Milchsuppenstein, der an den legendären Waffenstillstand vom Ersten Kappeler Krieg 1529 erinnert.

Zwingli seine Studien und schliesst mit einem Magister Artium (Lehrer der freien Künste) ab. Auch ohne eigentliche Kenntnisse in Theologie wird er kurz darauf zum Priester geweiht und bekommt 1506 in Glarus eine erste Pfarrei. Solche Schnellbleichen – damals üblich – sind mit ein Grund, warum die Kirche und ihr Klerus ein so desolates Bild abgeben. Was Zwingli aber von vielen seiner Kollegen unterscheidet: Er wird die eher ruhige Zeit einer kleinen Landpfarre nutzen und sich ein theologisches Werkzeug aneignen, mit dem er später, wie selbst seine Feinde anerkennen, bestens gerüstet in die Debatten zieht.

Zwei äussere Ereignisse beschleunigen Zwinglis Wandlung zum Reformator: Im Herbst 1519 erkrankt er 35-jährig an der Pest, die Tausende seiner Zürcher Landsleute dahinrafft. Zwingli überlebt. Warum gerade er? Warum sein Nachbar nicht? Diese existenzielle Erfahrung bestärkt ihn in seiner Ahnung, dass der Mensch allein durch die unergründliche Gnade Gottes gerettet wird. Aber nicht nur dann, wenn eine Seuche wütet. Auch am Ende seiner Tage soll und darf jeder Christenmensch auf einen gütigen Schöpfer hoffen. Das Abstrampeln der «Altgläubigen», die mit guten Werken Gott gnädig zu stimmen hoffen, hält er für irrig.

Massaker von Marignano

Das andere Erlebnis ist handfester und wird den politischen Zwingli umtreiben. Als Glarner Landpfarrer begleitet er Schweizer Söldner nach Norditalien und geht sogar als Anpeitscher in die Quellen ein: Vor der Schlacht von Marignano 1515 soll er das Fussvolk zum Ungehorsam gegen die Hauptleute aufgerufen haben, die mit den gegnerischen Franzosen bereits einen lukrativen Deal ausgehandelt hatten. Von solchen Kungeleien will Zwingli nichts wissen. Schliesslich geht es um eine höhere Sache. Papst Julius II. selbst steht hinter dieser Expedition, und der kleine Pfarrer will seinem Oberhirten zu Diensten sein. Später wird Zwingli solche Leute wie er damals verächtlich als «Päpstler» betiteln. Aber dazwischen liegt das Massaker von Marignano, das ihn erst zum entschiedenen Gegner des Soldwesens macht.

Mit seinem Kampf gegen das einträgliche Reislaufen wird sich Zwingli – auch in seiner Heimatstadt – nicht nur Freunde machen. Mit der «Vermahnung an die Eidgenossen» (1524) hinterlässt er ein wortmächtiges Plädoyer wider das Kriegshandwerk und die damit einhergehende Verwahrlosung der heimatlichen Güter. Niemand wolle sich mehr durch Arbeit ernähren, klagt Zwingli an. Es fehle an Leuten, die die Felder bestellen würden. «Dass ihr euch aber dazu nicht herbeilassen wollt, kommt vom Eigennutz [...]. Er hat euch dahin gebracht, dass alle eure Kraft und Stärke, die man alleine zum Schutze des Vaterlandes brauchen



Abendmahlsstreit: Luther (l.) und Zwingli, 1529.

sollte, von fremden Herren fortgeführt und verbraucht wird.»

Dann schlägt Zwingli, gewieft wie er ist, die Brücke zu den Vorfahren, die aus ganz anderen Gründen in den Krieg gezogen seien: «Die wollten die fremden Herren nicht in unseren Ländern leiden; und jetzt geleiten wir sie selbst hinein, sofern sie viel Geld haben, und verteilen die Sache so, dass einige das Geld, einige aber die Streiche auflesen [...].» Die alten Eidgenossen hatten ihren Vögten die Köpfe gespalten – und jetzt lassen sich ihre Enkel kaufen und helfen fremden Fürsten, ihre Untertanen zu unterjochen. Das sitzt. Ein Pazifist ist er deswegen nicht: Der Zürcher Reformator wird die treibende Kraft sein, wenn es um den Krieg mit den katholisch verbliebenen Orten geht.

Was nicht in der Bibel steht, aber in den Kirchen hängt, ist des Teufels.

Wie ein Gewitter kommt die Reformation über Europa. Fast zeitgleich entstehen kirchenkritische Bewegungen. So genau kann niemand sagen, wer sich von wem hat inspirieren lassen. Der Deutsche Martin Luther kämpft zuvorderst gegen den Ablasshandel, gegen jenes klerikale Businessmodell, das jenseitiges Seelenheil gegen diesseitiges Edelmetall verspricht. Sein Urerlebnis ist eine Reise ins Rom der Renaissance. Was der Augustinermönch dort zu sehen bekommt, bestärkt ihn in seiner Abwendung von der Kurienkirche.

Auch ein Zwingli wird nicht als Reformator geboren. Er wächst in seine Theologie hinein. Als ihn die Zürcher 1519 als Leutpriester ans

Grossmünster holen, macht er jedoch von Anfang an klar, worin er seinen zentralen Auftrag sieht: in der Predigt über das Matthäus-Evangelium. *Sola scriptura*, allein die Schrift zählt. Was nicht in der Bibel steht, aber in den Kirchen hängt, der ganze Schmuck, die Bilder und Statuen, ist des Teufels.

Dass da ein aufmüppiger Priester an der Limmat am Predigen ist, entgeht auch seinen Vorgesetzten in Konstanz nicht. Auf Einladung des Zürcher Grossen Rates kommt es am 29. Januar 1523 zum gelehrten Showdown zwischen Zwingli und dem Generalvikar des Bischofs, Johannes Faber. Zum Auftakt legt Zwingli seine 67 Schlussreden vor. «Alle, die sagen, das Evangelium sei nichts ohne die Bestätigung der Kirche, irren und schmähen Gott.» Sätze wie Hammerschläge.

Faber, der Mann der Kirche, geht unter. Rhetorisch und theologisch. In diesem Sinn lautet wenigstens der Entscheid des Grossen Rates: Zwingli solle «fortfahren und fortan, wie bisher, das heilige Evangelium und die rechte göttliche Schrift verkünden, so lang und so viel», schränken die bauernschlauen Zürcher Stadtherren ein, «bis er eines bessern berichtet werde».

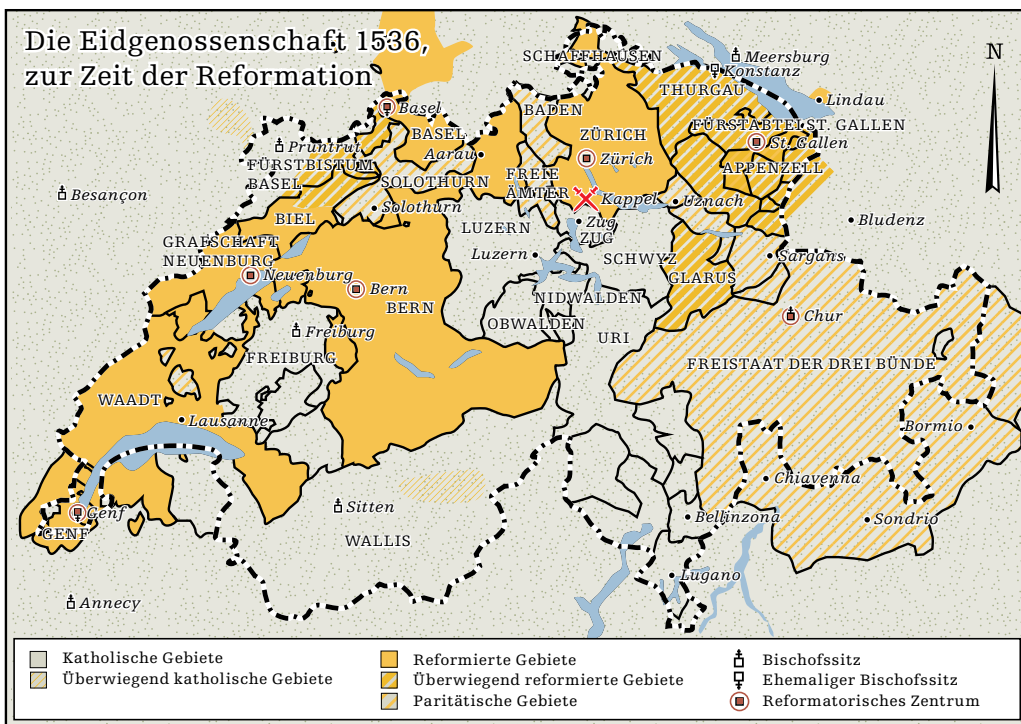
Zwingli baut die Stadt an der Limmat um und verbietet alles, was katholisch ist und irgendwie nach Weihrauch riecht: Heiligenbilder, Prozessionen, Orgelspiel, Gemeindegesang, Firmung, Letzte Ölung. *Reduce to the max*, würden Marketingleute sagen, er verdichtet die Botschaft auf das Wesentliche. Und als Sohn eines Bergbauern hält er sich lieber an das, was mit den Händen zu greifen ist, als an abstrakte Gebilde. Beim sogenannten Abendmahlsstreit überwirft er sich sogar mit dem Übertäter der Reformation: Während Martin Luther überzeugt ist, dass der Sohn Gottes gegenwärtig sei in Brot und Wein, sind diese für Zwingli blosse Zeichen, die an das Opfer Christi erinnern.

Schnöde Selbstbereicherung

Nach Zürich stürmt Zwingli die zweite eidgenössische Grossmacht. Im Januar 1528 disputiert er in Bern. Auch hier ist ihm keiner gewachsen, was selbst seine Gegner zugeben müssen: «Es würde uns zum Nutzen und Vorteil gereicht haben, wir hätten sein Ansehen gemindert», schreibt ein Zuschauer einem befreundeten Priesterkollegen. «Doch ist dieses Ungetüm gelehrter, als ich glaubte.»

Das «gelehrte Ungetüm» schafft den reformierten Dammbbruch. Bern kippt, schafft die Messe ab, verhängt ein Bilderverbot. Basel, Schaffhausen, Teile Appenzells und Glarus' folgen. In der Westschweiz wirkt Guillaume Farel im Auftrage Berns und im Sinne der Reformation.

Die Wirklichkeit sieht etwas profaner aus. In Neuenburg stürmt der religiös aufgeputschte Pöbel die Gotteshäuser. Auch in Bern



Spirale der Konfrontation: Reformationsbewegung.

und Basel. Von dort berichtet der Dominikanermönch Johann Stolz: «In dem grossen Münster, da war ein schönes Kruzifix, [...] solches warfen die Bösewichte oben von der Kirche hinab auf das Pflaster [...]. Den silbernen Brust- und andern Bildern, wie auch Heiligtumsgefässen, welche überaus köstlich und sehr schön eingfasst waren, haben sie das Silber und Gold herabgerissen, solches in ihre Säcke gestossen, das übrige haben sie zerworfen und teils verbrannt [...]» Statuen von Heiligen und Kruzifixe werden zerstört. Vom hehren Kampf gegen den kirchlichen Prunk bleibt am Ende wenig mehr als die schnöde Selbstbereicherung.

«Tuond umb gotzwillen etwas dappers»

Der Schweiz haftet gerne der Ruf an, der Geschichte hinterherzuhinken. Auf die Zeit der Glaubensspaltung trifft dieses Vorurteil ganz sicher nicht zu. Die reformierten Ideen hatten die Eidgenossenschaft relativ früh auseinandergelassen. Vor allem die Stadtkantone brechen mit der alten Kirche. Richtig konfrontativ wird das Verhältnis in den gemeinen Herrschaften, in jenen Gebieten, welche die nun konfessionell verfeindeten Orte gemeinsam zu verwalten hätten. Ob im Sankt Galler Umland oder im heutigen Aargau: Hier wird heftig um die Schäfchen gerungen.

Die Spirale der Konfrontation beginnt zu rotieren: Predigten, Dispute, Polemiken, Bündnisse, Provokationen, Verbote, Scharmützel, der Bildersturm – und schliesslich Krieg. 1524 vereinigen sich die fünf Innerschweizer Kantone im Bund von Beckenried, um eine weitere Ausdehnung der Reformation zu verhindern. Die Gegenseite antwortet mit dem Christlichen Burgrecht: der Zusammenschluss dient

den reformierten Orten zur Koordination ihrer Aussenpolitik.

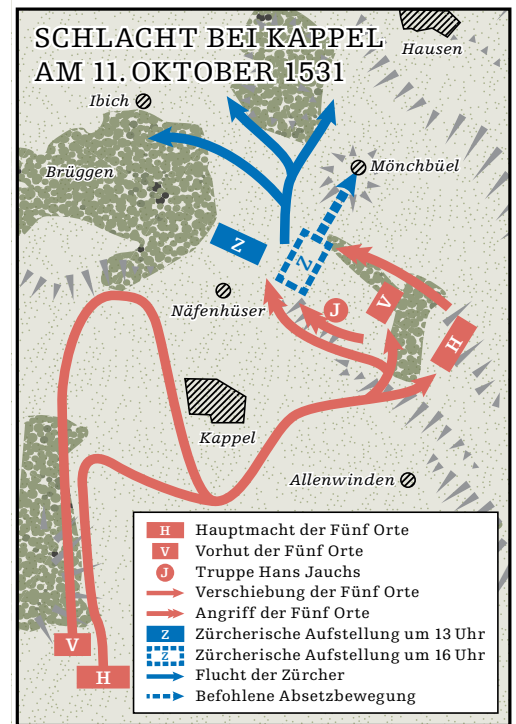
Im Herbst 1528 kommt es zum ersten offiziellen Kriegsakt. Unterwaldner eilen unter ihrem Banner dem benachbarten Haslital zu Hilfe, das sich gegen die Reformation von oben wehrt. Ein offener Bruch mit dem Landfrieden. Erst auf Vermittlung von Luzern und Basel ziehen sich die Innerschweizer zurück. Die Wiedergutmachungsfrage bleibt offen.

Richtig eskaliert der Konflikt mit einer Hinrichtung: Am 29. Mai 1529 lässt Schwyz den zürcherischen Pfarrer Jakob Kaiser, einen Anhänger der neuen Lehre, als Ketzer verbrennen. Nun sollen die Waffen für Klarheit sorgen. Zwingli will möglichst schnell, möglichst wuchtig losschlagen. Seine Heimatstadt bremst. Der Krieger Gottes wirft seinen

500 «Ketzer», «Kelchdiebe» und «Seelenmörder» bleiben auf dem Schlachtfeld liegen.

Reformationsbrüdern indirekt Feigheit vor und fordert: «Tuond umb gotzwillen etwas dappers», sie sollen um Gottes Willen etwas Tapferes tun.

Im Juni 1529 stehen schliesslich 4000 Zürcher bei Kappel. Man möchte die Unterstützung Berns abwarten, das aber auf eine diplomatische Lösung setzt. Schliesslich versammeln sich auf der Gegenseite rund 9000 Katholiken. Eine eigentliche Kriegsstimmung kommt nicht auf. Teilweise kennen sich die Hauptleute und Fussknechte von früheren gemeinsamen Feldzügen. Beide Parteien beschwören die alteidgenössische Waffenbrüderschaft und bekräftigen den (vorläufigen)



Zürcher Totalschlapp: Schlacht bei Kappel.

Frieden mit der berühmt gewordenen Milchsuppe, die sie gemeinsam einnehmen.

Schrumpfende Eidgenossenschaft

Lange hält die Milchsuppen-Konkordanz nicht. Im Oktober 1531 stehen sich die verfeindeten Lager wieder gegenüber. Das Geschehen ist kurz erzählt: Die kampferprobten Innerschweizer, tausendfach als Söldner in fremden Diensten, überrennen die zürcherischen Linien. Besonders die «freien Krieger», die sich keinem Befehl unterordnen, sorgen für die Totalschlapp der Zürcher (siehe Karte oben rechts, Truppe Hans Jauch). 500 «Ketzer», «Kelchdiebe» und «Seelenmörder», wie die Reformierten beschimpft werden, bleiben auf dem Schlachtfeld liegen und, wie eingangs geschildert, auch ihr geistiger Anführer Huldrych Zwingli. Aber die militärische Niederlage bedeutet beileibe keinen Sieg über die Reformation.

Wichtiger ist der Landfriede, den die Orte im November unterschreiben. Er regelt für rund 200 Jahre das konfessionelle Miteinander – oder vielmehr Nebeneinander. Der wichtigste Grundsatz lautet: Jeder eidgenössische Ort bestimmt die Konfession in seinem Herrschaftsgebiet eigenständig. Alle weiteren Bestimmungen tragen die Handschrift der Sieger. In den Gemeinen Herrschaften können abtrünnige Gemeinden wieder zum katholischen Glauben zurückkehren. Katholische Minderheiten dürfen Gemeindeteilungen verlangen, aber nicht umgekehrt. Zudem hat Zürich eine Kriegsentschädigung zu zahlen. Damit kann man leben. Die Eidgenossenschaft schrumpft zur Zweckgemeinschaft. Das ist nicht nur schlecht.

Nächste und letzte Folge: Sonderbundskrieg



So schön kann Realität sein: «Serina 72» von John Kacere, 1972.



Serinas Karosserie

Von Daniele Muscionico

Wieso nicht einmal ein Entgegenkommen an die treue Leserschaft? Männiglich wird, wie damals, beim Anblick dieses Bildes, die Meinung teilen: So schön kann Realität sein. So schön Kunst. Endlich wieder eine Malerei, die man verstehen kann – und geniessen!

So oder ähnlich urteilte das amerikanische Publikum, als in den siebziger Jahren grossformatige, akribisch detailgetreue Bilder am Horizont, sprich in Galerien auftauchten: Pop-Art-artiges in Öl oder Acryl, angefertigt mit Pinsel oder Spritzpistole. Es waren fotorealistische Abbildungen der spiegelnden Welt der Oberflächen, von schöner neuer Konsumwirklichkeit, knallbuntem Plastikkitsch, chromglänzenden Limousinen oder Prestige-Karosserien wie dieser hier. John Kacere hatte sich auf den Mittelteil weiblicher Zeitgenossinnen kapriziert. Liebevoll erwies er ihm Reverenz! «Serinas» rechtshüftiges Speckröllchen ist just so gross, dass es noch niedlich ist. Und ihr Bug-Spoiler glänzt wie nach dem Finish aus einer Autowaschstrasse.

Der Fotorealismus blickt auf eine fast fünfzigjährige Geschichte zurück, die Faszination ist ungebrochen. Im Gegenteil, es scheint, als ob das Staunen des Betrachters mit dem Schärfegrad der Auflösung dieser Werke über die Generationen zugenommen habe. Wenn nun zum Quasijubiläum eine glanzvolle Bilderschau durch die grossen Museen Europas zieht – und der Verlag Hatje Cantz dazu eine ultimative Publikation offeriert –, so soll zu diesem Anlass in Erinnerung gerufen werden: Ohne einen Schweizer wäre die Schule womöglich so sanglos verstummt, wie sie zu Beginn in den klanglosen Untergang geschrieben worden war. Von den Kunstkritikern.

Doch der Berner Harald Szeemann, der Übervater aller Kuratoren, präsentierte 1972 in seiner legendären Documenta 5 in Kassel die erste grosse Gruppenschau des Fotorealismus. Und mochten die Feuilletonisten die neue Stilrichtung noch so laut als Kopistenvirtuosität abtun und den Slogan kreieren: «Pedanterie ersetzt Genie!» – der internationale Siegeszug des Fotorealismus startete nach dem Auftritt bei Szeemann und war nicht mehr aufzuhalten.

Was aus «Serinas» Aerodynamik heute, vierzig Jahre später, geworden ist? Man möchte sich davon kein realistisches Bild machen. Diese Wirklichkeit kennen wir, sie ist unsere. Und das Gegenteil von Kunst.

Fotorealismus: 50 Jahre hyperrealistische Malerei, Hatje Cantz, 2012. **Ausstellungen:** Museo Thyssen-Bornemisza, Madrid, 9. 4.–30. 6. 2013; Birmingham Museum and Art Gallery, 20. 11. 2013 – 30. 3. 2014

Belletristik

- 1 (1) **Jonas Jonasson:** Der Hundertjährige ...
(*Carl's Books*)
- 2 (6) **Nora Roberts:** Die letzte Zeugin
(*Blanvalet*)
- 3 (–) **Vina Jackson:** 80 Days – Die Farbe
des Verlangens (*Carl's Books*)
- 4 (2) **Eveline Hasler:** Mit dem letzten Schiff
(*Nagel & Kimche*)
- 5 (3) **Jussi Adler-Olsen:** Das Washington-
Dekret (*DTV*)
- 6 (5) **Paulo Coelho:** Die Schriften von Accra
(*Diogenes*)
- 7 (4) **Arne Dahl:** Zorn (*Piper*)
- 8 (–) **Thomas Meyer:** Wolkenbruchs
wunderliche Reise ... (*Salis*)
- 9 (–) **Dora Heldt:** Herzlichen Glückwunsch,
Sie haben gewonnen ... (*DTV*)
- 10 (9) **Franz Hohler:** Der Geisterfahrer
(*Luchterhand*)

Sachbücher

- 1 (1) **Jacky Gehring:** Body Reset –
Das Kochbuch (*Weltbild*)
- 2 (2) **Rolf Dobelli:**
Die Kunst des klaren Denkens (*Hanser*)
- 3 (4) **Jacky Gehring:** Body Reset –
Das Erfolgsprogramm (*Weltbild*)
- 4 (3) **Rolf Dobelli:** Die Kunst des klaren
Handelns (*Hanser*)
- 5 (9) **Petra Bock:** Mindfuck – Warum
wir uns ... (*Droemer/Knaur*)
- 6 (6) **Joshua Clark, Mark Lauren:**
Fit ohne Geräte (*Riva*)
- 7 (–) **Sheryl Sandberg:** Lean In (*Econ*)
- 8 (5) **Manfred Lütz:** Bluff! Die Fälschung der
Welt (*Droemer/Knaur*)
- 9 (7) **Bronnie Ware:** 5 Dinge, die Sterbende
am meisten bereuen (*Arkana*)
- 10 (–) **Frank Baumann:** Single in 365 Tagen
(*Wörterseh*)

Quelle: Schweizer Buchhändler- und Verlegerverband

Apropos: Miesmacher

Viele grosse Künstler frönten dem ausschweifenden Leben; Frauen und Alkohol waren oft der Treibstoff für kreative Meisterleistungen. Ausgerechnet der Kultursender 3sat hat sich diese Woche zum Ziel gesetzt, den Zuschauern die Freuden des Lebens zu vermiesen. Unter dem Motto «Hauptsache Konsum?» stellt er den «materiellen Überfluss» an den Pranger. Den Anfang machte am Montag eine Sendung unter dem Titel «Die 20 grössten Konsumsünden», in der Elektrogeräte, Kaffee, Autos, Fleisch, Alkohol und so weiter als schlimmste Beispiele für unser «verschwenderisches Leben» aufgeführt wurden. Ach ja, Fernsehen gehörte auch dazu. Damit haben die TV-Macher allerdings recht: Es geht einem besser, wenn man solche Sendungen nicht schaut. (rb)

Schläge auf den Schweinebauch

Vor langer Zeit war Scott Walker ein umschwärmter Popstar – dann wurde er zum Don Quijote der Musik-Avantgarde. Sein letztes Album wird als Meisterwerk bejubelt. Von Thomas Würdehoff

Ziemlich ramponiert soll er aussehen, seine Zähne seien bei einem Fahrradunfall malträtiert worden, wird berichtet – aber sonst gehe es ihm gut. Über den Mann persönlich ist derzeit nicht viel mehr zu erfahren. In einem aktuellen Film, der im Internet zu sehen ist, wird er allenfalls von einer Kamerafahrt gestreift. Scott Walker empfängt zwar gelegentlich ausgesuchte Journalisten zum Gedankenaustausch, lieber aber vergräbt er sich im Studio oder zu Hause, meistens ist sein Aufenthaltsort unbekannt. Vor langer Zeit war er mal ein Star, erst in England, dann in der Welt. Einer, der mal das Zeug und die Stimme hatte, eine ganze Musikindustrie zum Jubilieren zu bringen. Tief in den sechziger Jahren waren The Walker Brothers sein Vehikel zum Ruhm, und immerhin streifte er mit seinen Gefährten und dem Song «The Sun Ain't Gonna Shine Anymore» die Stratosphäre der Beatles, als deren direkte Konkurrenz die Band damals galt.

Attentate gegen den Mainstream

Doch wie alles bei Scott Walker verlief auch dieses Kapitel unübersichtlich und verwirrend. Scott Engel, John Maus und Gary Leeds waren nicht verwandt und hiessen auch nicht Walker. Sie kamen auch nicht aus England, sondern waren versprengte Amerikaner, die auf der Insel mit ihren düsteren und von dramatischen Orchesterwogen umspülten Balladen den «Fab Four» für einige Zeit das Fürchten lehrten. Lange ist das her, irgendwann trennten sich die falschen Brüder, es gab noch einige Soloalben von Scott, dann der Absturz: Depression, Alkohol, kurze Wiedervereinigung mit den Walkers – Verschwinden.

Ein typisches Rock-'n'-Roll-Leben, könnte man meinen, doch mit den üblichen *sex and drugs*-Stereotypen kommt man bei Scott Walker nicht weiter. Der einstige Mädchenschwarm liebte die Chansons von Jacques Brel und schien alles zu ignorieren, was in der Pop-Galaxie erstrebenswert war: Gold, Glanz, Glamour – das spiegelglatte Parkett der Superstars und Sternchen mied er hinfort wie der Teufel das Weihwasser. Walker richtete sein Augenmerk so radikal wie kein anderer in der Branche auf einen Bereich, der brandgefährlich ist für gestandene Hitfabrikanten: Er fühlte sich angezogen von der finsternen Welt der Beelzebuben in der zeitgenössischen Musik, Stockhausen, Boulez, Cage.

Seine CDs lagen wie Blei in den Regalen; Rock- und Popkritiker zuckten bestenfalls die Achseln, «ich war mit einem Mal völlig iso-

liert, man sprach nicht mehr mit mir», wunderte sich der Songwriter vor einigen Jahren in einem seiner raren Interviews. Was war passiert? Scott Walker war in ein mediales Kompetenzloch gefallen. Seine Kompositionen – mal atmosphärische Sound-Landschaften, mal *Musique concrète*, mal Collage – passten in keine Sparte mehr: Rockkritiker fühlten sich nicht mehr zuständig, Rezensenten des ernstesten Gewerbes erschauerten allein schon bei dem Gedanken an seine flatterhafte Biografie, und in der bildenden Kunst schien es keine Präzedenzfälle zu geben. Für Scott Walker gab es keine Schublade. Allenfalls eingeweihte Kenner wie David Bowie, Nick Cave oder Jarvis Cocker schätzten die eigenwillig-schriellen Klangräume des zurückgezogenen Sonderlings. Der Maestro genoss Kultstatus als einsam operierender Don Quijote, der alle Jubeljahre kleine, aber feine Attentate gegen den Mainstream inszenierte.

«Scott ist wohl auch eher ein Theaterregisseur als ein Songwriter», vermutet Ute Lempert, für die Walker vor einigen Jahren zwei hinreissend hypnotische Songs – eigentlich eher Arien – komponiert hat. «Er kriert eine Art Gesamtkunstwerk.» Und in der Tat sind seine schroffen Tongebirge aus Stimme, Geräuschen und grossem Orchester äusserst theatralische Installationen.

Auf Alben wie «Drift» oder «Tilt» lässt der Komponist seinen Drummer schon mal auf einen rohen Schweinebauch schlagen, schreiende Esel treffen auf machtvolle Gitarrenakkorde oder auch wunderbar zarte Schleier aus Orgel und Celesta-Phrasen. Und über allem die opernhafte exaltierten Vocals Scott Walkers, der mit Themen wie den biblischen Plagen, Pasolinis Tod oder auch Elvis Presleys Alpträumen über den Fall der Twin Towers von den eher ungemütlichen Seiten des Daseins erzählt.

Vor kurzem nun folgte der neueste Streich des inzwischen siebzigjährigen Amerikaners. «Bish Bosch» heisst das sperrige Werk, in Anspielung auf den Maler Hieronymus Bosch (1450–1516), der mit seinen prallen und symbolträchtigen Pandämonien geradezu wollüstig die moralische Verkommenheit des Menschen ausgestellt hat. «Bish» im Slang steht für *bitch*, und so verschwammen die beiden Worte – typisch Walker – zu «einem wundervollen Bild einer universellen Künstlerin». Und erstaunlicherweise setzte es sofort Ovationen ab: Das deutsche *Rolling Stone*, Zentralorgan des Rock, überschlug sich vor Ehrfurcht und ver-



«Man sprach nicht mehr mit mir»: Scott Walker (l.) mit den Walker Brothers, 1969.

gab unerhörte fünf Sterne in der Wertung, *Spex* schwärmt von «neuen Sound-Welten», und der britische *Independent* macht in dem ehemaligen Schmusesänger den so ziemlich Einzigen seiner Generation aus, der «Gedankenfutter statt heimeliger Nostalgie» verabreicht.

Traumhaft schöne Melodien

Der Jubel ist berechtigt, denn der unerbittliche Feldzug dieses genialischen Narren gegen die einförmigen Rezepte und Kategorisierungen der Genres ist von beeindruckender Kraft und Imagination. «Bish Bosch» ist nicht das wirre Alterswerk eines sabbernden Spinners, sondern ganz grosses Kino. Und das ist wörtlich zu nehmen, denn die neun Kapitel des Albums sind unter keinen Umständen hintergrundmusiktauglich. Die Gebrauchsanweisung für

«Bish Bosch» ist denkbar einfach: Hinsetzen, zuhören. Die Aufzählung der unterschiedlichen Klangeffekte wie etwa das rhythmische Schleifen von Macheten oder der fremdartige Klang der Schofaroth, das Hundebellen, Passagen düsterer Gregorianik und in der Tat sauber intonierte Flatulenzen – all das mag sich vielleicht wie eine Ansammlung krankhafter Obsessionen ausnehmen, in der Tat aber erzählt dieser komponierte Wahnwitz faszinierende Geschichten vom Irrsinn unserer Welt. Und über allem segeln verloren die traumhaft schönen Melodien des Scott Walker, der uns am Ende mit einem bösen Trinkspruch aufmuntern will – und es vermutlich wieder nicht schaffen wird: «Here's to a lousy life ...!»

Scott Walker: Bish Bosch

Jazz

Der Flug des Kontrabasses

Von Peter Rüedi

Enrico Rava ist der grosse alte Mann des italienischen Jazz. Er ist ein Trompeter mit vielen Vorzügen und ein Musiker mit grossen Verdiensten, von denen eines ist, dass er diese nicht zelebriert. Rava weiss, dass in dieser Musik jeder so gut ist wie seine Partner, und so hat er im Lauf eines Lebens ein Riesenoehr für neue Talente entwickelt. Stefano Bollani, eben noch der Shootingstar unter Italiens jüngeren Pianisten, war ein solches. Mit ihm spielte Rava sogar ein Duo-Album ein («The Third Man», ECM, 2007), was so etwas ist wie ein ultimativer Vertrauensbeweis. Giovanni Guidi, der Pianist auf Ravas CD «Tribe» (ECM, 2011) und seiner Michael-Jackson-Hommage («On the Dance Floor», ECM, 2012), ist ein jetzt neues, ganz anders geartetes – und die Verschiedenheit der beiden beweist nur umso eindrücklicher die Breite des Spektrums ihres Entdeckers.

Während Bollani viel Umsicht aufwenden muss, um seine Artistik zu kontrollieren und sein expansives Temperament zu zügeln, ist Giovanni Guidi (1985 im umbrischen Foligno geboren), so scheint es, von Natur aus ein introvertierter Charakter, mit einer Neigung zu fragilen Balladen und weiten Räumen. Das Trio, mit dem er unter eigenem Namen sein Debüt bei ECM gibt (unter dem suggestiven Titel «City of Broken Dreams»), ist dafür die optimale Formation. Den sensiblen portugiesischen Drummer João Lobo verdankt er seiner Rava-Connection.

Der geheime Protagonist (wenn es denn in dieser Art von integriertem Trio so etwas gäbe) ist der Amerikaner Thomas Morgan. Dessen brillanter, singender Kontrabass war schon auffallend auf CDs von John Abercrombie, Masabumi Kikuchi und beim letzten Œuvre von Tomasz Stanko (s. *Weltwoche* Nr. 8/13), aber in den behutsamen lyrischen Erfindungen von Guidi findet er besonders viel Luft für seine dunkel glänzenden, herzausreissenden Kantilenen. Durch seine Intensität beglaubigt er sozusagen die für sich genommen, als eine Folge von Albumblättern, gelegentlich etwas sehr harmonisch in sich selbst vibrierenden Kompositionen von Guidi. Wir könnten auch sagen: Er zieht dem (gewollten) Ungefähr das Rückgrat ein.



Giovanni Guidi Trio:
City of Broken Dreams.
ECM 2274
370 6656 (8)

Top 10

Knorr's Liste

1	Django Unchained	★★★★★
	Regie: Quentin Tarantino	
2	A Late Quartet	★★★★☆
	Regie: Yaron Zilberman	
3	No	★★★★☆
	Regie: Pablo Larraín	
4	Laurence Anyways	★★★★☆
	Regie: Xavier Dolan	
5	Dead Man Down	★★★☆☆
	Regie: Niels Arden Oplev	
6	Beautiful Creatures	★★★☆☆
	Regie: Richard LaGravenese	
7	Nachtzug nach Lissabon	★★★☆☆
	Regie: Bille August	
8	Hitchcock	★★★☆☆
	Regie: Sacha Gervasi	
9	This Is 40	★★★☆☆
	Regie: Judd Apatow	
10	3096 Tage	★★☆☆☆
	Regie: Sherry Hormann	

Kinozuschauer

1 (2)	The Croods (3-D)	19070
	Regie: Kirk De Micco	
2 (4)	G. I. Joe: Retaliation (3-D)	13711
	Regie: Jon M. Chu	
3 (2)	Nachtzug nach Lissabon	11385
	Regie: Bille August	
4 (3)	Identity Thief	11178
	Regie: Seth Gordon	
5 (-)	Dead Man Down	7191
	Regie: Niels Arden Oplev	
6 (-)	Beautiful Creatures	5677
	Regie: Richard LaGravenese	
7 (5)	Safe Haven	5556
	Regie: Lasse Hallström	
8 (10)	Kokowäh 2	3162
	Regie: Til Schweiger	
9 (7)	This Is 40	2907
	Regie: Judd Apatow	
10 (8)	Oz the Great and Powerful	2504
	Regie: Sam Raimi	

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband;
Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

DVD-Verkäufe

1 (1)	Twilight: Breaking Dawn 2 (Ascot Elite)
2 (3)	Skyfall (Fox)
3 (-)	Dredd (Impuls)
4 (5)	Ralph reichts (Disney)
5 (4)	96 Hours: Taken 2 (Rainbow)
6 (2)	Life of Pi – Schiffbruch mit Tiger (Fox)
7 (7)	More than Honey (TBA)
8 (6)	Resident Evil: Retribution (Rainbow)
9 (8)	Argo (Warner)
10 (10)	Madagascar 3 (Rainbow)

Quelle: Media Control



Es geht ums Geld: Munga (Peter Kazungu), Teresa (Margarete Tiesel).

Kino

Gnadenlos zerleuchtet

«Paradies: Liebe» ist die hemmungslose Darstellung einer fünfzigjährigen Österreicherin als Sex-Touristin in Kenia.
Von Wolfram Knorr

Wie dicke Fliegen, die träge um Zuckersirup brummen, scharwenzeln aus der Form gelaufene Österreicherinnen am sonnigen Strand Kenias um smarte, schlanke Beachboys rum, die ihre Liebesdienste anbieten. Und die Loverboys wiederum sind wie hungrige Hunde, die in ihnen fette Schweinskoteletts wittern. Solche und andere Assoziationen provoziert «Paradies: Liebe» vom österreichischen Skandalregisseur Ulrich Seidl («Import/Export»). In dieser bewussten Ekel-Provokation liegt auch schon das Problem seines Films: Er will auf Teufel komm raus unendlich frustrierte, in die Breite gegangene alleinstehende Frauen bei ihrer Sehnsucht nach Sex, Zuneigung und Liebe mit kristalliner Nüchternheit präsentieren. Er zerleuchtet sie, reichlich rücksichtslos, bis in die letzten Körperfalten. Was im tropischen Klima bleibt, ist – grotesk – ein Ambiente der Frostigkeit, der Erstarrung. Nichts wird entwickelt, alles bleibt kalte Beobachtung eines enttäuschten Lebens, niemals ist Leben selbst zu spüren.

Der Film «Paradies: Liebe», erster Teil einer «Paradies»-Trilogie, beginnt, wie er endet: mit grässlicher Ödnis. Teresa (Margarete Tiesel), alleinstehende Mutter einer molligen Trine von Tochter und Betreuerin von Trisomie-21-Behinderten, treibt's in den Urlaub, in ein Klub-Hotel an traumhaftem Strand, und vielleicht in

die Arme eines smarten Beachboys. Angestachelt durch eine Freundin, gibt sie sich auch bald dem attraktiven Munga hin (Peter Kazungu), der sie sexuell befriedigt, aber nur an ihr Geld will. Ein paar tausend kenianische Schilling für die Schwester in Not, dann für Cousins, eine Schule usw. Anfangs zahlt sie, weil er so willig ist, aber als der Schwindel auffliegt, wird sie zum Berserker und geht mit der Unerbittlichkeit einer Dampfwalze auf Munga los.

Dass Seidl die Suche nach Zuneigung und Liebe seiner Protagonistin ernst meint, kann bezweifelt werden; zu kalt kalkuliert, zu experimentell – wie Beobachtungen unter einem Mikroskop – wirken die hungrigen Kenianer auf der einen Seite und die fetten Schwabbel-Europäer auf der anderen. Mal sehen, wie sich das unter postkolonialen Bedingungen entwickelt. Ausgewogen. Am Ende rächen sich Teresa und Co an einem spiriligen Loverboy, den sie zum grinsenden, hopsenden Sexsklaven erniedrigen. Auch wenn der eher einer vertrockneten Schote ähnelt und keinen mehr hochbekommt, geniessen die geil-gackernden Hühner ihre Spott-Lust.

Die Künstler der Alpenrepublik lieben seit eh und je den gnadenlos bösen Blick auf ihre Mitbürger. Manfred Deix, der geniale Illustrator und Karikaturist, mit dem Seidl eine Menge gemeinsam hat, ist in seinen bitterbö-

sen Porträts menschlicher und hat vor allem, was Seidl fehlt: Humor. Seidl ist gewissermassen der scharfe Schlagschatten, den das Licht der – im Übrigen nicht weniger unerbittlichen – Filme seines Kollegen Michael Haneke wirft. ★★★☆☆

Weitere Premieren

Ginger & Rosa — 1945, im Jahr des Atombombenabwurfs, geboren, sind Ginger (Elle Fanning) und Rosa (Alice Englert) seit Kindertagen dicke Freundinnen. Doch im London der frühen Sechziger – Kubakrise und Strassenproteste – driften sie auseinander. Ginger, sensibel, schön und intelligent, engagiert sich politisch, schultert die Sorgen der Welt und will zum Frieden beitragen. Rosa sieht das alles nicht so eng, will geniessen, will Sex und Abenteuer. Friedensmärsche interessieren sie nicht, und als sie auch noch die Geliebte von Gingers Vater Roland wird, ist der Bruch endgültig. Sally Potter («Orlando») gehört zu den eigenwilligsten britischen Cineastinnen, der französischen Nouvelle Vague immer am nächsten. Mit einem radikalen Stilwillen, aber nie kopflastig, sondern heftig emotional stellt sie psychologische Konflikte in den Mittelpunkt ihrer Filme. «Ginger & Rosa» ist eine fulminante *coming of age*-Story und eine korrumpierend schöne Erziehung des Herzens. Glänzend besetzt. ★★★☆☆



Erziehung des Herzens: «Ginger & Rosa».

Fragen Sie Knorr

Warum dauern die meisten Filme – mit über 120 Minuten – zu lang? Besonders bei Tarantino, Scorsese und Co zu beobachten.
A. K., Zürich



Es gibt keine optimale Länge. Schon zur Stummfilmzeit dauerten Filme weit über zwei Stunden. 90 bis 120 Minuten ist pure Gewöhnung. Die Industrie einigte sich darauf, weil sie den Film mehrere Male am Tag abspielen konnte und der Zuschauer das Gefühl von abendfüllender Länge hatte. Die entsprach

Oblivion — «Über den Wolken», ahnte schon Reinhard Mey, «muss die Freiheit wohl grenzenlos sein. Alle Ängste, alle Sorgen, sagt man, blieben darunter verborgen.» Schlimmer. Unter den Wolken ist alles wüst und leer. Was Jack (Tom Cruise) von seiner supermodernen Himmelsstation aus unten zu sehen bekommt, ist die reinste Depression. Er muss Verteidigungs-



Schöner Twist: «Oblivion» mit Tom Curise (l.).

drohnen reparieren, die im Kampf mit mysteriösen Aliens demoliert werden. Doch eines Tages findet er auf der kaputten Erde eine junge Frau, und sein ganzes Weltbild gerät aus den Fugen. Ex-Werber, Grafikdesigner und Filmregisseur Joseph Kosinski («Tron: Legacy»), der sich mit der gleichnamigen Graphic Novel in der Comic-Szene einen Namen gemacht hat, durfte sie auch gleich umsetzen. Es wurde ein Opus mit vielen SF-Film-«Zitaten». Aber es gibt visuell suggestive Momente und einen schönen Twist – trotz Scientology-Neigung. ★★★☆☆

Drachennädchen — Kung-Fu ist hierzulande aus dem Kino bekannt und wird mit Herumgewirbel und -geflege assoziiert. Dass hinter dieser «romantischen» Fassade gnadenloser Drill steckt, der dazu dient, Jugendliche mit martialischen Methoden zur Gemeinschaft heranzuziehen, weiss kaum einer. Ein deutscher Dok-Film zeigt erstmals die Abgründe. ★★★☆☆

etwa einem Bühnenspiel (unter Abzug der Pause), wobei das auf Klassiker nicht zutrifft; die gehen weit über drei Stunden. Früher gab's auch Filme von 60 bis 80 Minuten Länge, B-Filme, die dann im Doppelprogramm liefen. Zwei-Stunden-Filme wiederum erhöhten die Exklusivität (als Ersatz für die Aura des Theaters). Dass viele Filme heute länger dauern, liegt auch an der scharfen Konkurrenz der TV-Serien. Auf jeden Fall ist der Überlänge-Vorwurf immer subjektiv.

Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Fernseh-Kritik

Lustige Hausmänner

Von Rico Bandle

Jetzt müssen die Männer an den Herd. Das Schweizer Fernsehen adaptiert sein Erfolgsformat «Landfrauenküche» und macht daraus die «Männerküche» – doch allein schon der Name zeigt das Manko der Sendung auf: Die «Landfrauenküche» mit ihren kochenden Bäuerinnen lebte vom ländlichen Ambiente, bediente die Sehnsucht der Städter nach dem natürlichen Leben. Damit trafen die Verantwortlichen perfekt den Zeitgeist. Dieselbe Sehnsucht macht Zeitschriften mit Titeln wie *Landliebe* oder *Landlust* zu Verkaufsschneidern an den Kiosken und Verkuppelungssendungen mit Bauern zu Publikumsrennern am Fernsehen. Das Konzept der «Landfrauenküche» konnte sogar ins Ausland verkauft werden – eine Seltenheit für ein Schweizer Unterhaltungsformat.

Die kochenden Männer hingegen kommen vorwiegend aus urbanen Gebieten; sie geben für das Fernsehen den Hausmann, auch wenn sie es im richtigen Leben gar nicht sind. Allein der Faktor «Mann in der Küche» soll das fehlende ländliche Ambiente kompensieren. Was konkret bedeutet, dass sich eine weibliche Hintergrundstimme einen Abend lang über den kochenden Mann lustig macht.

Mehrmals wiederholt die Sprecherin, dieser Koch sei ein «Tüpfelschissler». Sie fügt hämisch an, dass seine selbstgemachte Safranglace nicht gleich gefriere, ebenso, dass der Koch seine Gäste zwischen Vorspeise und Hauptgang etwas lange warten lasse. Bei einer gemächlich kochenden Landfrau würden saloppe Sprüche wie «Hoppla, jetzt zieht das Tempo aber an!» wohl als deplatziert empfunden werden; hier wundert man sich höchstens, wer wohl solch platte Kommentare getextet hat.

Wenig hilfreich ist, dass sowohl der Koch wie auch seine vier Mitkandidaten, die in den nächsten Wochen an den Herd müssen, eher zurückhaltende Typen sind. Und eine Sendung, die auf lustige Hausmänner setzt, aber keine lustigen Hausmänner gefunden hat, ist einfach nicht allzu unterhaltsam.

SRF bi de Lüt – Männerküche:
Freitag, 20.05 Uhr, SRF 1.

«Joie de vivre»

Ein guter Start im Leben, «Happy Monday» im «Kaufleuten» und die beste Party am Sechseläuten. *Von Hildegard Schwaninger*



Buntes Gemisch der Generationen: Feier in der Zürcher Kirche Neumünster.

Das Leben ist kurz, umso klüger soll es geführt werden.» Das Wichtigste sei «*la joie de vivre, la vraie joie de vivre*», habe ihnen der Französischlehrer gesagt, als er sie nach der Matura ins Leben entliess, so **Martin Meyer**, Feuilletonchef der NZZ, Festredner am Freien Gymnasium Zürich (FGZ), das 125 Jahre Bestehen feierte. Gepredigt wurde von der Kanzel, die Feierstunde fand in der Kirche Neumünster statt. Es wurden einem, wie in der Schule üblich, viele Weisheiten mitgegeben für die gute Lebensführung.

Die Lehrer, Schüler, Eltern und Ehemaligen waren zum Festakt geladen, ein buntes Gemisch der Generationen. Schulorchester und Chor (Eltern, Ehemalige, Lehrpersonen und Mitarbeiter) führten unter anderem die *Missa brevis* von Mozart auf (musikalische Leitung: **Ueli Senn**), ein Schüler spielte am Klavier Rachmaninow. Rektor ist Pfarrerssohn **Thomas Bernet**. Unter den Referenten war die FGZ-Absolventin **Barbara Kux**, Vorstandsmitglied Siemens AG, eine Schweizer Vorzeigefrau. Kux ging hier zur Schule, weil das FGZ das erste Gymnasium war, das Koedukation einführt (nahm schon ab 1904 Mädchen auf).

Ein Ehemaliger ist auch **Rudolf K. Sprüngli** aus der Schokoladendynastie, er ist heute Präsident des Schulvereins. Damals war das FGZ an der St. Annagasse, also mitten im Zeugs und entsprechend attraktiv für die Heranblühen-

den. Zum Jubiläum gratulierte Regierungsrätin **Regine Aeppli**, anwesend waren auch Regierungsrat **Thomas Heiniger** sowie **Peter Weibel**, Präsident der Zürcher Festspiele. Gefeiert wurde im Kirchgemeindehaus Neumünster, wo die Schüler ihre Gäste mit einem Catering (von Avocado-Mousse bis Ravioli) verwöhnten. Die Stimmung war gut, man war sich einig: Wer das FGZ besucht (die Ausbildung kostet etwa 26 000 Franken im Jahr, es gibt auch einen Stipendienfonds), hat eine gute Grundlage fürs Leben.



Weisheiten von der Kanzel: Redner Meyer.

Ist der Montag der neue Samstag? Jedenfalls wird er für viele immer mehr zum Ausgehtag. Der «Happy Monday», jeden ersten Montag im «Kaufleuten» (**Ernst Wirz** und **Robi**

Weber machen Musik), ist längst eine Institution für Jazzfans. Jetzt macht auch **Fritz Wehrli**, Hausherr der Mühle Tiefenbrunnen, mobil. In der Bar der «Blauen Ente» lädt er (in unregelmässigen Abständen) zur «Montags-ente» (Pils vom Fass: 5 Franken; Fleischkäse mit Bürli, Weisswürste mit Brezel: 12.–). Da steht der Exponent des Zürcher Establishments (Verwaltungsrat Schauspielhaus, Zünfter «zum Weggen») höchstselbst am Tresen und zapft das Bier.

Es war immer die beste Party am Sechseläuten: das Terrassenfest bei **Beat Meyerstein** und seinen Frauen (Exfrau **Ellen** und die Töchter **Janine** und **Marlene**) an der Falkenstrasse, hoch über dem Bellevueplatz. Zur Beobachtung der Böögg-Verbrennung erschien alles, was in Zürich nach Lokalpromi schmeckt und gern feiert. **Lindt- & Sprüngli**-CEO **Ernst Tanner**, Schönheitschirurg **Christoph Wolfensberger** (war gerade in Abu Dhabi und ist restlos davon begeistert), Koch **Jacky Donatz**, Gastrounternehmer **Nicolas Maeder**, Couture-Queen **Rosmarie Amacher**.

Auch immer dabei war der Unternehmer **Peter A.C. Blum**. Der heute als Consulting-Unternehmer tätige Helvetic-Airways-Gründer und Oldtimer-Fahrer (Jaguar) hat eine Plattform für Oldtimer-Fans gegründet: **Zwischengas.com**. **Beat Meyerstein** mit seiner Firma **Autop** kümmert sich ums Waschen. Jetzt ist es mit der Sechseläuten-Sause vorbei. Bau-

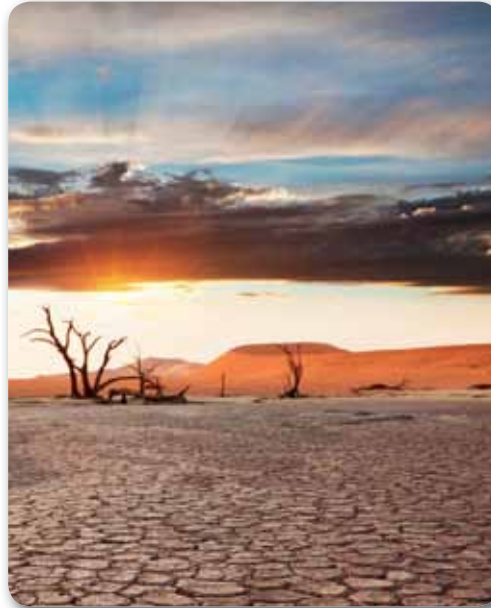


Ende Feuer: Beat Meyerstein mit Partnerin.

und Feuerauflagen und der damit verbundene Haftungsausschluss verbieten, das Fest in gewohnt grosszügigem Rahmen durchzuführen. Da die Devise der Meyersteins heisst: «Ganz oder gar nicht», bliesen sie das Fest jetzt ab. Feuerpolizeiliche Auflagen spürte man schon im letzten Jahr, wo es statt der begehrten Bratwürste nur noch Hotdogs gab. So freut man sich zurzeit nicht nur auf den Frühling, sondern schon wieder auf die Adventszeit. Dann gibt es im «Meylenstein» den Adventscocktail. Der immergrüne Weihnachtsbaum steht schon bereit.

Im Internet

www.schwaningerpost.com



Namibia – wild, herausfordernd und nur bedingt zugänglich

Expertenreise für Weltwoche-Leser: Folgen Sie mit dem Journalisten Walter Eggenberger dem Ruf der Wildnis vom 4. bis 19. August 2013.

Unvergessliche Tiererlebnisse, die grössten Wanderdünen der Welt im Sonnenaufgang, unendliche Weiten und gastliche Lodges vom Feinsten – erleben Sie «Out of Africa», wie es schöner nicht sein kann!



Walter Eggenberger ist vielen Schweizern als Moderator des TV-Magazins «10 vor 10» bekannt. Er war mehrfach beruflich und privat in Afrika, unter anderem mit den Blaumützen in Namibia. Er gibt an acht Tagen in Vorträgen sein Wissen über Land und Leute weiter und erläutert politische und wirtschaftliche Zusammenhänge.

Kriminalität, Korruption und Krankheiten – die Liste der Vorurteile gegenüber Schwarzafrika ist lang. Walter Eggenberger zeigt Ihnen, dass Reisen in Namibia nicht nur sicher, sondern auch überwältigend schön ist. Als Informationschef des Schweizer Kontingents war er erheblich an der Uno-Aktion zur Schaffung eines unabhängigen Namibias beteiligt. In enger Zusammenarbeit mit ihm ist diese besondere Reise entstanden, die Ihnen das Land auch abseits der strahlenden Hochglanzprospekte zeigt. Von Namibia geht eine seltene Faszination aus, wie in dieser Intensität nur von wenigen Orten. Namib – die älteste Wüste der Erde – gab dem Land seinen Namen und fesselt den Besucher mit einer Landschaft wie von einem fremden Planeten. Endlos scheinende Wanderdünen, skurrile Felsformationen und die älteste Pflanze der Welt präsentieren sich wie Kunstobjekte den Fotografen. Nachts residieren Sie in traumhaften Lodges, kleinen Oasen mitten in der Wildnis, wo Sonnenuntergänge und tierisches Gedrängel am Wasserloch

zum Abendprogramm gehören. Gehen Sie mit Löwenfamilien, Elefantenherden und Giraffen im Etoscha-Nationalpark auf Tuchfühlung, und entdecken Sie mit Walter Eggenberger eines der bestgehüteten Geheimnisse Afrikas.

Weitere Highlights und Vortragsthemen dieser Reise

Walter Eggenberger: Wie geht es dem Land 23 Jahre nach der hart erkämpften Unabhängigkeit, und was ist dran an den Schauergeschichten um Kriminalität und Korruption?

- **Windhoek:** Die unafrikanischste aller Hauptstädte besticht durch bunte, gepflegte Häuser im Kolonialstil – eine geführte Township-Tour zeigt auch die andere Seite Afrikas.
- **Out of Africa:** In traumhaften Lodges den Blick in die Ferne schweifen lassen und die grosse Freiheit geniessen, während die heimische Tierwelt an der Terrasse vorbeizieht.
- **Sossusvlei:** Unvergessliche Aussichten auf die höchsten Wanderdünen in der ältesten Wüste der Welt – ein leuchtendes Farbspektakel im Sonnenaufgang.
- **Bootsausflug zur Walvis Bay:** Ein Paradies für Pelikane, Delfine und Kormorane. Feuchtfrohlicher Besuch von neugierigen Seehunden an Bord nicht ausgeschlossen!
- **Zeitreise:** Erfahren Sie, wie die Damara vor Jahrhunderten gelebt haben und ihre traditionelle Kultur bewahren: Schmiedekunst, Schmuckherstellung, traditionelle Tänze, das heilige Feuer und vieles mehr.
- **Jäger und Sammler:** Auf einem Bushwalk lehrt ein Guide, wie Tierspuren im staubigen Savannenboden zu lesen sind und welche Pflanzen medizinisch genutzt werden können.

- **Etoscha-Nationalpark:** Beim Streifzug durch die Savannenlandschaft Namibias gehen Sie mit den Big Five auf Tuchfühlung – ein einmaliges Erlebnis.
- **Twyfelfontein:** Orgelpfeifen, verbrannter Berg und versteinertes Wald sind die klingenden Namen für Zeugnisse geologischer Urzeiten.

Weltwoche-Spezialangebote

Expertenreise für Weltwoche-Leser

Namibia
Mit Walter Eggenberger
4. bis 19. August 2013

Reisearrangement
Für Abonnenten: Fr. 7500.–
Für Nichtabonnenten: Fr. 7800.–

Detailprogramm/Anmeldeformular
Weitere Informationen zur Reise finden Sie auf www.weltwoche.ch/platinclub.

Veranstalter
Reiseveranstalter ist die auf Expertenreisen spezialisierte Reiseagentur cotravel in Allschwil BL (www.cotravel.ch)

Telefon: 061 308 33 00
E-Mail: cotravel@cotravel.ch

Jetzt exklusiv für Weltwoche-Leser!



Als Abonnent/-in
der Weltwoche
jetzt TV-Star
CHF 60.-
günstiger.

TV-Star – Ihre Schweizer Fernseh-Stars

- Das topaktuelle und übersichtliche TV-Programm mit täglich 60 Sendern.
- Tagestipps und Film-Highlights mit Bewertungen der eigenen Redaktion.
- Vielfältiger Magazinteil: alles über die TV- und Showszene.
- Originelle Kolumnen, grosser Rätselteil.

Coupon ausfüllen
und einsenden an:

Weltwoche Verlags AG
Kundenservice
Postfach
8021 Zürich

Oder gleich
bestellen unter:

Tel. 043 444 57 01

Fax 043 444 50 91

TV-Star + Weltwoche-Profitiercoupon

Ja, als Abonnent/-in der Weltwoche möchte ich TV-Star zum Sonderpreis erhalten: Ich lese TV-Star 1 Jahr für nur CHF 89.- statt CHF 149.- und spare CHF 60.- gegenüber dem regulären Abopreis!

FM 221 M00002247
TSP 1101010001XX

Zustellbeginn sofort ab

Abo-Nummer

Strasse/Nr.

Name

PLZ

Ort

Vorname

Telefon/E-Mail

Angebot ist gültig bis am 31.12.2011 für Abonnenten der Weltwoche in der Schweiz. Alle Preise inkl. 2.5% MwSt.

Gott der grossen Dinge

Hanna Donath, 34, beschrieb vor einer Woche die Bedeutung der Ehe im Judentum. Mit ihrem Partner, dem Software-Programmierer Joris Tielen, 30, führt sie eine interreligiöse Partnerschaft. *Teil 2*



Jesus oder Moses? Liebespaar Tielen-Donath.

Joris: Ihr Lachen fiel mir sofort auf und veranlasste mich dazu, diese Frau genauer anzusehen. Alles an ihr gefällt mir. Sie ist bunt, sie ist laut, sie ist sehr präsent. Wenn sie einen Raum betritt, gehört er sofort ihr. Sie ist auf eine so angenehme Art sozial, dass sie jeden sofort für sich gewinnt. Das finde ich toll. Und sie ist immer beschäftigt, ständig unterwegs. Gleichzeitig sprüht sie vor Energie, was ziemlich anstrengend für andere sein kann, die mit ihrem Temperament nicht mithalten können.

Hanna: Joris kann mit meiner zum Teil konfusen Gedankenwelt Schritt halten, was mir sehr wichtig ist. An Joris gefiel mir, dass er keinen Zweifel daran liess, dass er an mir interessiert ist, und sich wahnsinnig viel Mühe gab, mir das auch zu zeigen. Das tut er übrigens bis heute. Er legt mir die Welt zu Füssen und macht mir mein Leben leichter. Er sagt nicht nur, dass es ihm wichtig ist, dass es mir gutgeht, er beweist es mir tagtäglich mit handfesten Aktionen.

Joris: Dass es kein Weihnachtsfest mehr gibt, war im ersten Jahr ein kleiner Schock für mich. Dafür nehme ich jetzt sehr gerne an allen jüdischen Feiertagen teil.

Hanna: An Pessach besuchen wir meine Familie, am jüdischen Lichterfest Chanukka den

Rabbi. Joris besitzt auch eine eigene Kippa, an unserer Eingangstür hängt die Mesusa, am Sabbat zünden wir Kerzen an. Das ist mir alles sehr wichtig, und dass solche Dinge einwandfrei klappen, beweist mir auch seine Liebe. Die Liebe ist ja nicht immer gleich. Es gibt viele verschiedene Formen und Gefühle. Manchmal weisst du gar nicht, dass dir etwas fehlt, bis du es anders erlebst. Ausserdem glaube ich, dass es in beinahe jedem Leben die eine Person gibt, die dich für immer auf irgendeine Weise beschäftigen wird. Die Glücklichen sind jene, die diese Person dann auch tatsächlich heiraten.

Joris: Hanna möchte sicher jüdisch heiraten. Dafür müssten wir allerdings den Rabbi überzeugen mitzumachen.

Hanna: Aber selbst wenn er es nicht tut, eine Hochzeit ohne eine jüdische Zeremonie, selbst wenn sie nicht koscher ist, wird es wohl nicht geben. Grundsätzlich hat die Ehe im Judentum denselben Stellenwert wie in allen anderen Religionen. Die Ehe wird als eine heilige Institution von höchster Bedeutung angesehen, mit der sich die zwei Brautleute verpflichten, ihr Leben miteinander zu teilen – mit allen Rechten und Pflichten, die dazugehören. Nach jüdischem Glauben ist ein Paar aber erst nach der jüdischen Zeremonie verheiratet, die standesamtliche Trauung reicht dafür nicht.

Joris: Führt man eine interreligiöse Partnerschaft, muss man sich einigen, wie man im Alltag leben möchte, welche Feiertage gefeiert werden, welche Werte an die Kinder weitergegeben werden, welche Traditionen man unbedingt beibehalten möchte. Taufe oder Beschneidung? Jesus oder Moses? Beichten oder Fasten? Altes oder Neues Testament? Wenn man offen miteinander sprechen kann, zu Kompromisslösungen bereit ist und Verständnis mitbringt, funktioniert das alles problemlos: Denn der Gott ist schliesslich derselbe.

Hanna Donath: Alles auf Hochzeit. Schwarzkopf & Schwarzkopf. 243 S., Fr. 22.90

Protokoll: Franziska K. Müller

Im Irrenhaus

Von *Andreas Thiel* — Die Deutung der Gegenwart liegt in der Zukunft.

Chefarzt: Wer wurde heute eingeliefert?

Psychiatrieschwester: Ruth Genner.

Assistent: Schon wieder jemand aus der Politik?

Chefarzt: Nach Doris Leuthard, Eveline Widmer-Schlumpf, Simonetta Sommaruga, Moritz Leuenberger und Ueli Maurer ist das nun schon die Sechste.

Assistent: Wie lautet die Diagnose des einweisenden Arztes?

Psychiatrieschwester: Wie bei den anderen: geistige Umnachtung.

Chefarzt: Wieso?

Psychiatrieschwester: Sie behauptete steif und fest, durch Strassensperrungen und Spurenabbau den Verkehr zu verflüssigen.

Chefarzt: Deswegen ist sie noch lange nicht geistig umnachtet. Vielleicht ist sie einfach nicht die Intelligenteste.

Psychiatrieschwester: Sie verbreitete aber öffentlich, es handle sich bei den Behinderungen um intelligente Verkehrsplanung.

Assistent: Wenn sie jetzt auch noch behauptet, die von ihr provozierten Staus steigerten die Lebensqualität, dann können wir sie gleich zu Moritz Leuenberger ins Zimmer legen.

Psychiatrieschwester: Warum nicht zu Doris Leuthard?

Chefarzt: Die hat ein anderes Krankheitsbild. Sie glaubt, die Zukunft gesetzlich verordnen zu können.

Psychiatrieschwester: Und Sommaruga oder Widmer-Schlumpf?

Chefarzt: Widmer-Schlumpf denkt, Dinge zu retten, indem sie sie zerstört. Und Sommaruga glaubt, die Freiheit zu bewahren, indem sie diese einsperrt. Ausserdem liegen alle drei zusammen auf einem Zimmer.

Psychiatrieschwester: Und Ueli Maurer?

Chefarzt: Der liegt bei seinen drei Kolleginnen.

Assistent: Wieso wurde er eigentlich eingeliefert?

Chefarzt: Er hielt es mit den drei Frauen im Bundesrat nicht mehr aus.



Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

Zwölf Monde

Von Peter Rüedi



Wer schreibt, dem wird geschrieben, und zuweilen erreicht den Chronisten auch unaufgefordert eine Musterflasche. Zum Glück. Ohne Input kein Output. Wie trüb wäre dieses Metier, würde sich einer nur mit dem beschäftigen, was er kennt. Diese Flasche wäre nie auf meinen Tisch gelangt, wäre sie mir nicht ans Herz gelegt worden. Denn im Bereich der nordspanischen Appellation Somontano, einem D.O.-Gebiet der Region Aragón, herrschte bei mir eine gewisse Wahrnehmungsschwäche. «Somontano» heisst so viel wie «unter dem Gebirge», und das sind, nördlich von Barbastro und westlich von Barcelona, die Pyrenäen.

So viel Geografie muss sein, wenn die provinzielle Herkunft ein Hindernis ist (das junge Gut mit dem fabelhaften Namen El Grillo y la Luna existiert seit 2007). Das zweite: das boutiquemässige schicke Design der Flaschen, des günstigen «12 Lunas» und des prestigieöseren «Grillo». Drittens der Umstand, dass am Design des Inhalts, also des Weins selbst, Michel Rolland beteiligt ist, der omnipräsente oberste Guru der neuen Weintrends querweltweit, und da braucht man kein blinder Gefolgsmann des ätzenden Naturfreunds Jonathan Nossiter zu sein («Mondovino», «Taste and Power. The Wine World Wars»), wenn einem Öno-Berater mit über hundert Mandaten im Portefeuille etwas ungeheuer sind. Viertens aber muss angemerkt werden, dass der «12 Lunas» (bleiben wir bei dem) ungeheuer viel Wein für wenig Geld offeriert.

Sehr vollmundig, zugegeben. Von der Art, von der die Restlebensgefährtin zu sagen pflegt: «Zwei Glas, und ich fühle mich wie in einem Futteral.» Nicht gerade das klirrende Produkt für einen Öko-Öno-Eremiten im härenen Fell also, vielleicht auch (Verzeihung, Schwestern), was manche einen Frauenwein nennen – mit all der prallen roten Frucht und den weichen Tanninen. Aber auch alles andere als eine Banalität. 50 Prozent Tempranillo, 25 Prozent Cabernet Sauvignon, 20 Prozent Syrah, ein bisschen Garnacha. Eine feine, lange Angelegenheit. Nicht nur zum Aktionspreis (bis 30.4.) ein schwer schlagbarer Preis-Leistungs-Hammer.

Somontano D.O. 12 Lunas tinto 2009. 14%. Fischer, Sursee. Fr. 15.50 (bis 30.4.): Fr. 13.90). www.fischer-weine.ch

Maskulin duftende «Schläfer»

Von Jürg Zbinden

Der Markt der Konsumgüter preist unermüdlich und nahezu ausschliesslich Neuheiten, unter anderem auch auf dieser Seite. Altbewährtes fällt leichthin unter den Tisch. Dabei bewährt sich ja nur, was von guter Qualität ist. Besonders schnelllebig ist der Duftmarkt. Fast schon im Tagesrhythmus wollen sich neue Düfte in die Nasen der Konsumenten schmeicheln, raffinierte Marketingkampagnen mit bildschönen Menschen gaukeln uns vor, wir könnten genauso attraktiv sein, wenn wir uns bloss ein, zwei Spritzer des brandneuen Dufts gönnen würden. Nur zu oft ist der Sensationsduft schnell vom Markt, die nachhaltige Etablierung kostet Millionen, und es gibt dafür keine Garantien. Deshalb ist man gut beraten, sich an die «Sleepers» zu halten, Klassiker, die nie aus der Mode kommen.

1 — Ein schlichtweg perfekter Duft ist «Pour Monsieur» von Chanel. Es ist der vielleicht beste aus der frischen Chypre-Duftfamilie überhaupt, mit Akkorden von Bergamotte, süssem Labdanum und kargem Eichenmoos. Dabei ist der ultimative Männerduft aus dem Hause Chanel viel weniger bekannt als etwa «Egoïste» oder «Allure Homme». Doch aufgepasst: Halten Sie sich an den Klassiker und nicht an «Pour Monsieur Concentrée» – anders, als es der Name verspricht, ist diese Variante nicht konzentrierter, sondern süsslich und damit vulgär. 50 ml kosten Fr. 89.–, 100 ml Fr. 125.–.

2 — Eine Ikone unter den Herrendüften ist «Eau Sauvage», eine grandiose Kreation der «Nase unter den Nasen»: Edmond Roudnitska. Der Meisterparfümeur des ersten Herrenparfüms von Dior schuf einen unvergänglichen Duft, und auch der Flakon, entworfen von Pierre Camin im Jahr 1966, widerstand allen modischen Trends. «Eau Sauvage Parfum» wurde erweitert um Myrrhe, in Kombination mit Vetiver. Eine besondere Rolle kommt der neuartigen, speziell für «Eau Sauvage» angebauten Bergamotte aus San Carlo zu. 50 ml kosten Fr. 98.50, 100 ml Fr. 134.50.

3 — Das erste Eau de Cologne aus der Maison Hermès ist das heutige «Eau d'Orange Verte». Der Name ist Programm, die Orange spendet ihren frischen und belebenden Duft, Nebendarstellerinnen sind Zitrone und Mandarine. 50 ml kosten Fr. 76.–, 100 ml kosten Fr. 106.–.

1



2



3





Auto

Gute Geschäfte

Ein VW Multivan in der «Business»-Ausführung ist eine gemütliche Lounge auf Rädern. *Von David Schnapp*

Einverstanden, ein Volkswagen ist das vielleicht nicht mehr: 107 890 Franken kostet der VW T5 Multivan Business in der Grundausstattung und mit der besten Motorisierung. Für Extras wie eine Differenzialsperre und das Rear-Seat-Entertainment mit ausklappbarem Monitor unter dem Dach bezahlt man noch einmal einige tausend Franken extra. Dafür kriegt man ein fahrendes Büro mit Lounge-Charakter oder eine sehr schöne Art, Geschäfte zu machen.

Unter vielen Spielarten des landläufig als «VW-Bus» bekannten Multivans ist der «Business» sicher die luxuriöseste. Zur Ausstattung gehören vier Einzelsitze hinten (teilweise drehbar) und zwei vorne. Es gibt einen klapp- und drehbaren Multifunktions-tisch, ausfahrbare Getränkehalter, einen Kühlschrank sowie drahtloses Internet. Dass man das Interieur mit schönem Leder und Nussbaumholz aufhübschen kann, wirkt fast leicht ironisch, wenn man bedenkt, dass dieses Automobil bzw. sein Vorgänger einst die fahrende Ikone der 68er-Bewegung war, die darin ihren scheinbar nicht enden wollenden Konzert- und Liebessommer

verbracht hat. Heute ist der VW-Bus das perfekte Fahrzeug für Grossfamilien, er ist je nach Wunsch Transporthilfe, Wohnmobil oder eben Luxuslimousine.

Ein bisschen GTI

Im besten Fall wird der Business-Van so angetrieben wie unser Testfahrzeug: mit dem ausgezeichneten Zwei-Liter-Turbobenziner, der in vielen VW-Modellen zum Einsatz kommt, so auch im bisherigen Golf GTI. Dank des Allradantriebs 4Motion (Differenzialsperre an der Hinterachse optional, Fr. 1055.–) kommt die relativ ungestüme Kraft sauber auf die Strasse. Der Antrieb wirkt souverän in allen Lebenslagen und läuft angenehm ruhig auf der Autobahn. Dabei hilft das Sieben-Gang-Doppelkupplungsgetriebe (DSG), das schnell und beinahe unmerklich schaltet. Trotz des geringen Hubraums ist mit einem Verbrauch von rund 12 Liter Benzin zu rechnen. Das Fahrwerk ist so komfortabel wie möglich abgestimmt, auf rumpeligen Stadtstrassen schluckt die Federung erstaunlich viele Unebenheiten, ohne allzu sehr ins Schwanken zu geraten.

Fazit: Der Vorteil des Multivan Business ist sein Platzangebot und seine luxuriöse Ausstattung. Die Grösse ist gleichzeitig der Nachteil, drei Tonnen Leergewicht, ein hoher Schwerpunkt und die Windschlüpfigkeit eines Bauernschanks muss man einkalkulieren, wenn man gute Geschäfte machen will.

VW T5 Multivan Business 4Motion

Leistung: 204 PS, Hubraum: 1984 ccm
Höchstgeschwindigkeit: 197 km/h
Preis: ab Fr. 107 890.–

Zu Tisch

Das Tessin feiert

Von David Schnapp



Am Sonntag trafen sich rund hundert geladene Gäste, Tessiner Feinschmecker, Polit- und andere Prominenz wie der UBS-Chef Sergio Ermotti zum Start des Gourmet-Festivals «San Pellegrino Saporì Ticino», das dieses Jahr zum siebten Mal stattfindet. Die schlaun Veranstalter mit dem sympathischen Textilunternehmer Dany Stauffacher an der Spitze hatten eine gute Idee und luden Berlin in den Süden der Schweiz ein. Spitzen-Chefs aus der deutschen Hauptstadt werden in den nächsten Wochen das Tessin besuchen, um dort zu kochen. Das ist deshalb eine gute Idee, weil die Deutschen zu den wichtigsten Kunden des Tessiner Tourismus zählen – und nicht mehr so zahlreich kommen, wie man es gerne hätte – und weil Berlin langsam, aber kontinuierlich auch zur Hauptstadt der Kulinarik der Bundesrepublik aufgestiegen ist, wo viele hochinteressante Vertreter des Haute-Cuisine-Fachs arbeiten: Christian Lohse («Fischers Fritz»), Philipp Jay Meisel («Brandenburger Hof»), Michael Kempf («Facil»), Hendrik Otto («Lorenz Adlon Esszimmer»), Matthias Diether («First Floor» im «Hotel Palace»), Sonja Frühsammer («Frühsammers Restaurant») und Marco Müller (Restaurant «Rutz») sind von April bis Mai in Tessiner Top-Häusern zu Gast.

Zum Start des Festivals gingen aber die lokalen Küchenchefs an den Herd des Fünf-Sterne-Hauses «Villa Principe Leopoldo» hoch über Lugano und mit imposantem Blick über Stadt, See und auf die Berge. Ein Gala-Dinner für so viele Leute synchron aufzutragen, ist keine ganz einfache Aufgabe. Das Essen war deshalb zwar gut, ohne aber wirkliche kulinarische Highlights zu bieten. Tagliatelle mit homöopathischen Dosen von Sepia und Muscheln, ein sehr schöner Risotto mit Tomaten, kandierten Zitronen und einer feinen Scheibe Scampo sowie ein perfektes Roastbeef wurden serviert. Warum man allerdings zur Feier des Tessins Fleisch aus den USA und Spitzenweine aus dem Bordelais aufischt, wurde nicht ganz klar, störte allerdings auch keinen der gutgelaunten Gäste.

Gourmet-Festival «Saporì Ticino»: «Berlin – Tessin», noch bis zum 12. Mai 2013
www.sanpellegrinosaporiticino.ch



«Ich war fassungslos, dass die Schweiz so sophisticated ist»: Chefredaktorin Feldmann.

MvH trifft

Lisa Feldmann

Von Mark van Huisseling — Ein Gespräch mit einer Chefredaktorin, die weggeht. Über Frauen, Männer, die Branche und die Schweiz.

Eine Bekanntmachung: Lisa und ich sind bekannt miteinander, seit Jahren, und ich schreibe gelegentlich für sie. Das heisst, ich schrieb gelegentlich für sie – sie gibt ihre Stelle als Chefredaktorin von *Annabelle* auf und verlässt Zürich. Ab kommendem Herbst wird sie in Berlin die deutsche Ausgabe des *Interview-Magazins* leiten. Ich bedaure, dass sie hier aufhört, finde es aber gut, dass sie dort anfängt (für *Interview* habe ich auch bereits gearbeitet).

«Es gibt keine deutsche Zeitschrift, die ich lesen möchte.» Hast du das wirklich gesagt? – «Ja, welche würdest du denn lesen? Aber wenn ich ehrlich bin, ich les' die *Bunte*.» – «Ich schaue den *Spiegel* an, wenn er irgendwo liegt.» – «Also ich nicht. Ich finde, die Welt ist voll von tollen Magazinen, amerikanischen vor allem und englischen, die britische *Vogue* ist mein Brot-und-Butter-Blatt. Und die Zeit, die wir haben, ist endlich; man will auch noch ein paar Filme sehen, Serien verfolgen, ein Buch lesen:

Ich lese gerade diese wunderbare Diana-Vee-land-Biografie, man lernt so viel ...» – «Liest du Schweizer Zeitschriften?» – «Also regelmässig eigentlich nur das *Magazin des Tages-Anzeigers*.» – «Wie findest du es?» – «Immer noch in Ordnung.» – «Ich finde, die Lebensentwurf-Themen behandeln sie gut – ob man verheiratet ist oder nicht, Kinder hat oder keine, in der Stadt wohnt, alleine lebt, schwul ist ...» – «Ja, der Chefredaktor traut sich auch was – diese H-&M-Geschichte über Kleiderherstellung in Bangladesch zum Beispiel.»


«Was ist das Wichtigste beim Machen einer Frauenzeitschrift?» – «Ich glaube, es ist egal, ob Frauenzeitschrift oder Zeitschrift. Dass man sein Gegenüber ernst nimmt. Es ist halt so, dass Frauen in der Regel eher zuhören und das Gespräch suchen und einem Männer eher mit dem Ich-weiss-schon-alles-was-willst-du-mir-erzählen-Approach begegnen ...» – «Stimmt doch oder?» – «Ha. Auf jeden Fall

kann man mit einer Frauen-Leserschaft eher in Kontakt treten. Ich meine das jetzt nicht so eitel, wie es klingt: Ich will, dass man mich spürt. Alles in diesem Heft bin ich, jede Headline, jedes Bild geht über meinen Tisch ... Das ist der Sex-Appeal vom Blattmachen.» – «Für mich gibt es einen Unterschied: Frauenzeitschriften sind wohlmeinend.» – «Was meinst du damit?» – «Ich hatte mal eine Idee für eine Kolumne: <Was denkt ein Mann wirklich, wenn eine Frau fragt ...> Die habe ich überall angeboten – und keine Chefredaktorin wollte sie. Alle haben gesagt, es interessiere Frauen nicht, was Männer Böses denken» (Das heisst, die Chefin von *Amica* fand die Idee gut und kaufte die Kolumne; die Zeitschrift von Burda Media wurde kurze Zeit später eingestellt). «Das finde ich nicht. Bei der *Annabelle* machen wir das, was wir <in den Hintern treten> nennen. Oft gehen mir Frauen auf die Nerven mit ihrer Larmoyanz, etwa, wenn sie ihre Karriere aufgeben wegen des Kinderkriegens und sich dann beklagen. Das machen wir zum Thema; das hat damit zu tun, wie ich auf die Welt gucke.»

«Du ziehst weg, was wirst du vermissen?» – «Den Stil der Leute. Ich war fassungslos, als ich ankam, dass die Schweiz so *sophisticated* ist. Das hängt damit zusammen, dass jeder reist, schon in Vietnam war, drei Sprachen spricht und natürlich zum Shoppen nach Mailand geht. Die Leute haben echt einen anderen Horizont.» – «Was wirst du nicht vermissen?» – «Man bleibt irgendwie fremd. Etwa weil man die Sprache nicht lernt, weil jeder Hochdeutsch spricht, Zeitungen auf Deutsch geschrieben sind ... Und die Dinner-Einladungen; weil alle so gut kochen können und eine Stunde über den Risotto reden, der nur mit einem bestimmten Reis gekocht werden darf, den es nur auf dem Markt in Oerlikon gibt. Das fand ich anstrengend, ich freu' mich schon fast auf das schlechte deutsche Gekoche.»

«Was war deine *finest hour*, deine beste Leistung bei der *Annabelle*?» – «Keine *finest*, sondern verschiedene Leistungen. Ich bin happy mit meinen Leuten. Und von dem, was wir gemacht haben, sind das Hefte mit tollen Fotografen, Martin Schoeller mit dem Shooting <Ungeschminkt>, Brigitte Lacombe mit dem Nackten-Shooting ...» – «Nicht die Ausgabe mit dem Aufruf zur Frauenquote?» – «Nein, und nicht nur wegen des Konflikts mit dem Verleger [ihr Weggang soll damit zu tun haben], auch, weil's eine von den blauäugigsten Sachen war, die ich je gestartet habe. Ich habe gedacht, alle sagen: <Super, klar, machen wir>, *sophisticated* und smart, wie die Schweizer sind. Doch dann ging ein unfassbar zähes Ringen los, um irgendjemanden dazu zu kriegen, ja zu sagen. Ich war zur Sahara-Durchquerung angetreten, nur mit einer Feldflasche.»

Ihre liebsten Restaurants: «Helvetia», Stauffacherquai 1, Zürich, Telefon 044 297 99 99, und «Paris Bar», Kantstrasse 152, Berlin, Telefon +49 30 313 80 52



Breguet
Depuis 1775

Breguet, créateur.

Marine Tourbillon mit Chronograph

1815 wird Breguet von Ludwig XVIII. von Frankreich zum Uhrmacher der königlichen Marine ernannt. Dieser prestigereiche Titel, Synonym außergewöhnlicher wissenschaftlicher Fähigkeiten, lebt heute in der Kollektion Marine und im Chronographen Grande Complication 5837 mit seinem Tourbillon-Käfig aus Titan sowie Spiralfeder, Hemmungsrund und Anker aus Silizium weiter. Wir schreiben die Geschichte fort...

